

Daheim

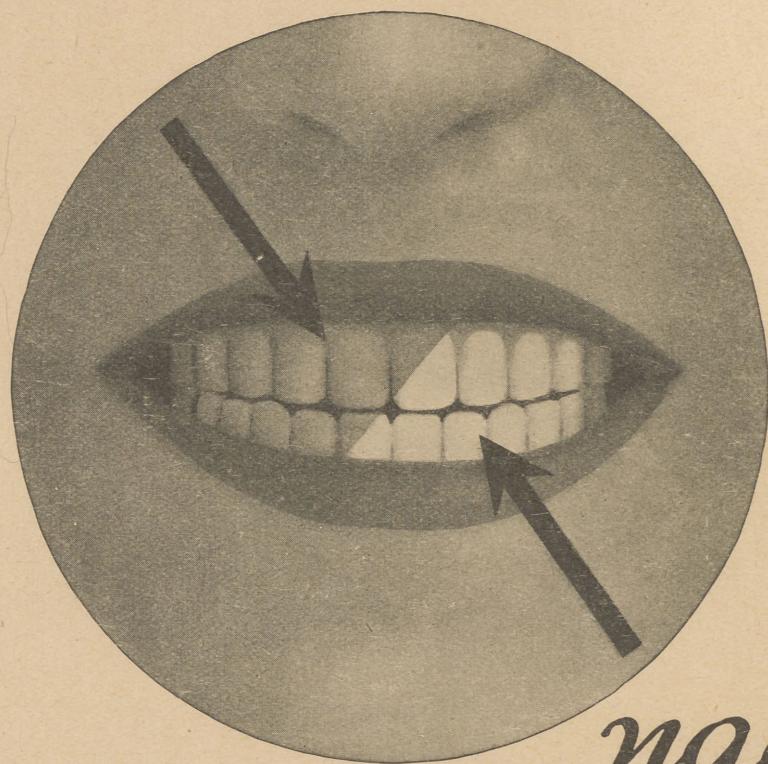
mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Wintertag im bayrischen Allgäu ♦ Gemälde von Edwin Henel - Oberstdorf (Ausschnitt)

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

vor der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta



nach
der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta

So wirkt



Odol-Zahnpasta!

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 17

21. Januar 1928

Aus der Zeit für die Zeit



Deutsche Schlittschuhläuferinnen beim Kostümfest auf dem Eis in St. Moritz.
Elise Dierksen und Erna Nemolt in einer Tanzszene. (Welt-Photo.)



Wieder Schäfflertanz in München.

Der über 400 Jahre alte Brauch des öffentlichen Tanzes der Schäffler ist kürzlich nach vierzehnjähriger Unterbrechung wieder aufgenommen worden.



Das größte Haus der Welt.

Dieses Riesengebäude wird in Boston mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Dollar im Auftrag einer Handelsgesellschaft errichtet.



Admiral Oldekop,
der neue Flottenchef.



Oberkonfessorialrat Dr. Karow,
der neue Generalsuperintendent von
Berlin. (Photothek.)



Das Schifferfest in Mühlberg an der Elbe.

Die jährliche Zusammenkunft der Elbschiffer. (R. Sennete.)



Segel-Gleitflug im Gebirge, ein neuer Sport.
(A. Leichmann.)



Das jüngste Mitglied
des Allgemeinen Deutschen Automobilclubs.
Die 1½ Jahre alte Regina Kieg aus Ulm in ihrem Auto. (Atlantic.)



Der „Kinderwagen“ der Kirgisenfrau.
Das Kind ist im Sattel festgebunden.

Der alte Fritz. Ein neuer Film vom Großen König.

Der Siebenjährige Krieg ist vorüber, zu Hubertusburg wird Frieden geschlossen, Friedrich kehrt heim nach Berlin. Der zweite Teil seines Lebens beginnt, der undramatische und doch der schwerere, vielleicht größere. Der König baut seinen Preußenstaat in harter Arbeit wieder auf.

Das Schauspiel der Jugend des Kronprinzen Fritz und das Drama seiner Kriege und Siege wurden uns schon vor Jahren in glänzenden Filmen gezeigt, Filmen, die reich an Handlung und Spannung waren, weil die Historie, aus der sie schöpften, Handlung und Spannung hat. Da dröhnte Schlachtenmusik, Armeen marschierten, Kanonen donnerten, Fahnen wehten.

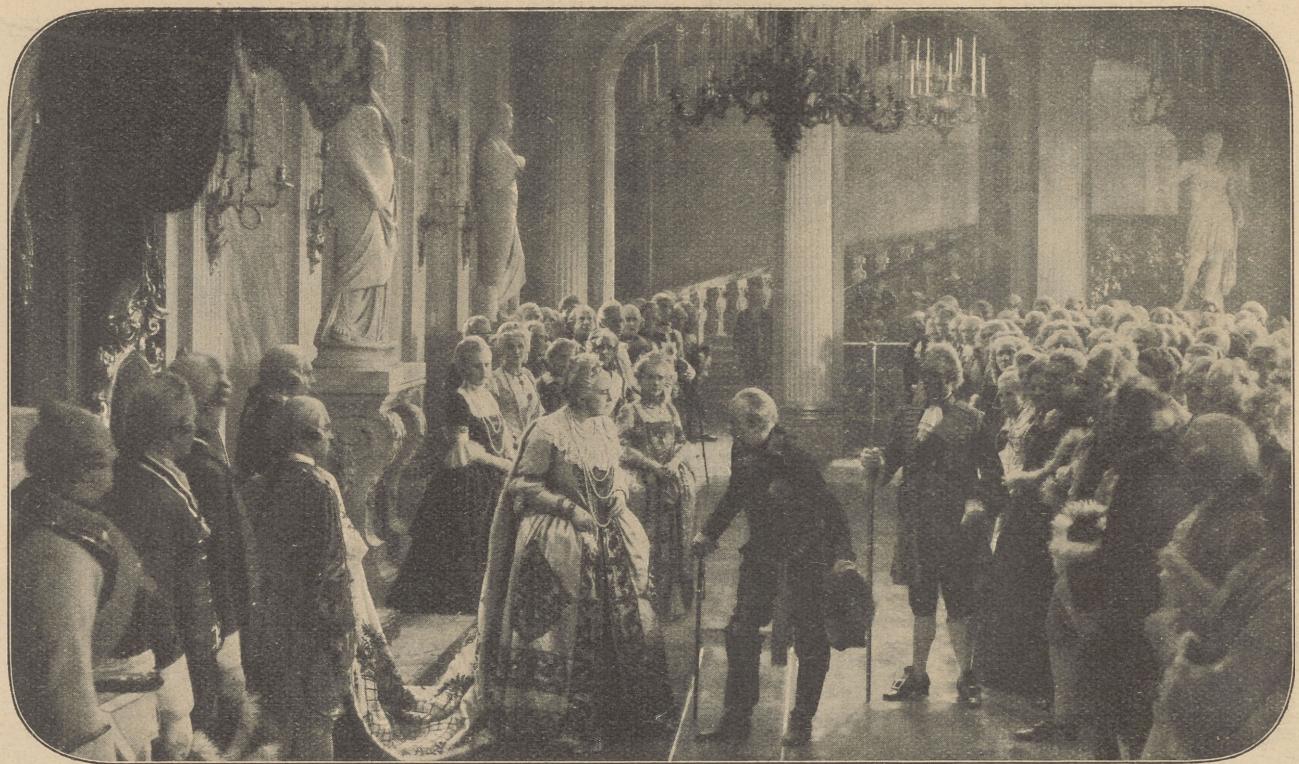
Nun ist es still geworden um Friedrich, seine Arbeit ist an den Schreibtisch gebunden, er berät sich mit seinen Ministern, er bereist sein Land, er sorgt für Land-

wirtschaft und Industrie, er gründet die Staatsbank, ordnet die Finanzen, er schließt Verträge mit den Nachbarn: das sind alles unfilmische Vorgänge, und der Regisseur, der es auf sich nahm, sie zu einem Streifen zu vereinigen, stellte sich keine leichte Aufgabe. Um so größer ist das Verdienst

Gerhard Lamprechts, der aus hundert kleinen Episoden doch ein geschlossenes, laufendes Bild hinstellte. Aus Stimmungen, Anekdoten, Sentenzen, die er filmisch illustrierte, setzte er es zusammen. Und in ihnen allen steht Otto Gebühr als König.

Millionen Menschen — nicht nur Deutsche — haben diesen Künstler schon in den ersten Friedericusfilmen in seiner Maske und in seinem Spiel bewundert. Diese Bewunderung muß sich jetzt noch steigern. Fast ist es, als ob bei Gebühr nun Maske und Spiel gefallen sind, als ob er äußerlich





Empfang im Berliner Schloß nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege. (National-Film.)

und innerlich für diesen Film der „Alte Fritz“ selbst wurde; völlig hat er sich in seine Rolle hineingelegt, als Mensch und als König. Sein Fridericusgesicht verträgt sogar die Großaufnahmen, aus denen besonders einmal fast überwältigend die harten, klugen, hellen Augen des Königs — wirklich des Königs — herausblitzen. Eine Meisterleistung.

Ich selbst sah Gebühr, nachdem er die ersten Fridericus-teile gespielt hatte, bei einer Aufnahme des Films „Gobseck“. Er gab den alten Wucherer des Balzacschen Romans, und sowie er einen Stock zur Hand nehmen mußte, erscholl auch schon die Stimme des Regisseurs: „Gebühr, aufrichten, gerader gehen. Du bist nicht mehr der Alte Fritz;“ der Künstler konnte eben kaum noch anders schreiten, ihm war des Königs Haltung ganz zu eigen geworden. Man hat mir erzählt, daß in dem Augenblick, wo für die jetzt laufenden

Filmstreifen die Todeszene des großen Königs gedreht wurde, die anwesenden, zuschauenden Schauspieler und Atelierangestellten geweint haben sollen, weil sie so ergriffen vom Spiel Gebührs waren, sie, die mehr als andere wissen, daß alles nur ein Spiel. Ich muß es glauben. Gebühr selbst soll nach dieser Szene gesagt haben: nun werde er nie mehr vor das Objektiv treten, seine filmische Lebensarbeit sei beendet. Auch dies ist glaublich, wenn es auch nur zu verständlich ist, daß den Schauspieler Gebühr nach einer Zeit der Ruhe neue Aufgaben zum Film zurückführen werden. Eins ist aber gewiß: das deutsche Volk kann ihm dankbar für diese würdige Verkörperung des Großen Friedrich sein.

Der stärkste Eindruck des Teiles „Friede“ ist wohl der: Friedrich spielt im Flötenkonzert. Er ist alt geworden, seine Hände gichtisch, er kann sein geliebtes Instrument nicht mehr



Das letzte Flötenkonzert. (National-Film.)

meistern. Die Töne kommen falsch, die Gäste lächeln. Und als sie Sanssouci verlassen haben, geht der König, den Leuchter in der Hand, in seinen Musiksaal zurück, vom Pult nimmt er seine Flöte und trägt sie in jenes runde Bibliothekszimmer, das sein Arbeitsraum war. Am Schreibtisch nimmt er die Flöte auseinander und legt ihre Teile in die Schublade. Dann setzt er sich nieder, zieht einen Bogen heran und schreibt: „Mein Testament. . . . Unser Leben ist ein schneller Übergang von unserer Geburt bis zu unserem Tode. In dieser kurzen Frist ist es dem Menschen bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft zu arbeiten, deren Glied er ist. Seit ich zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen ward, habe ich mich mit allen Kräften, die mir die Natur verliehen hat, und nach meiner schwachen Einsicht bestrebt, den Staat, den zu regieren ich die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen.“ — „Der über dem Menschen waltende

zweite hat, und nach meiner schwachen Einsicht bestrebt, den Staat, den zu regieren ich die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen.“ — „Der über dem Menschen waltende



Das Töchterchen des Korporals als Bittstellerin. (National-Film.)

Zufall entscheidet über die Erstgeburt, aber weil man König ist, ist man noch nicht besser als andere.“ — „Bis zum letzten Atemzuge werden meine Wünsche dem Glück dieses Staates gelten. Möge er stets mit Gerechtigkeit, Stärke und Weisheit regiert werden, möge er durch die Milde der Gesetze der glücklichste, finanziell der bestverwaltete, und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte sein. Möge er blühen bis ans Ende der Zeiten.“ — Die Lichter sind am Verlöschen, Friedrich hat sein Testament beendet, seinen Namen unter es gesetzt. Durch die Vorhänge leuchtet der junge Tag. Friedrich tritt hinaus auf die Terrasse von Sanssouci, sein Hund umspielt ihn. Die Sonne geht auf.

So endet der Teil „Friede“ des neuen Filmwerkes. Mögen viele Deutsche ihn sehen und sich des Testamentes des Großen Königs erinnern. H. C. von Zobeltiz.

Auf Skier in der Rhön.

Mit sechs Scherenschnitten des Verfassers.

„Zwoa Brett, a g'führiger Schnee, juchhel! Dös is halt bei höchste Idee,“ summte ich auf dem Wege zur Bahn vor mich hin. Die „zwoa Brett“ hatte ich zünftig geschultert, aber von dem „g'führigen Schnee“ war keine Spur zu entdecken. Selbst im verborgnensten Winkel hatte die Sonne das lehze bishen Schnee weggetaut. Doch der Wetterbericht hatte versichert: Schneeverhältnisse in der Rhön ausgezeichnet.

Zu viert stiegen wir nicht ohne Misstrauen in unseren Zug. Wir wußten, daß schon die Bahnfahrt die Widerstandskraft des Skiläufers auf eine harte Probe stellen kann. Irgendwie erregt man bestimmt öffentliches Ärgernis. Was Wunder auch! Würden Sie in Bewunderung zerschmelzen, wenn Ihr Abteil plötzlich von einigen Paar riesiger Skier versperrt wird? Bedrohlich werden sie vor Ihrer Nase hin- und hergeschwungen, bis sie mit hörbarem Ruck auf Ihrer Handtasche landen.

Brechen Sie ruhig in gerechten Zorn aus, schimpfen Sie — nur nicht auf uns. Wir sind an Ihrem Ärger wirklich unschuldig. Klagen Sie die Bahnverwaltung an, die so unerwünschte Reisende in einen besonderen Wagen stecken sollte. Wie z. B. die Fuldaer Kleinbahn! Die hat zu den verschiedenen Kategorien, in die sie die Menschen einteilt (als da sind zweit- und drittklassige, mit Hunden und ohne Traglasten), noch eine neue hinzugefügt: Reisende mit Wintersportgerät. — Voll Stolz ließen wir uns in dem so betitelten Wagen nieder. Hier waren wir unter unsresgleichen: Windjacken, Norwegerhosen, Hals tücher, Zippelmünen und das gewünschte Wintersportgerät vom Spazierstock bis zum Rodelschlitten. Man beschüffelte sich, verschluckte seinen Reid auf eine e

gante Gabardinohose und ulte über den fehlenden Schnee. Denn auch hier in Fulda hätte man eher an eine Sommerreise, als an Wintersport denken können. — Endlich gab eine rote Müze mit würdigem Fußsack das Zeichen. Daß wir zwei Stunden mehr als fahrplanmäßig gebrauchten, verziehen wir

Von Heinz Scheidling.

Mit sechs Scherenschnitten des Verfassers.

dem Bähnlein gern, hatte es uns doch mitten in den schönsten Bulverschnee hineingefahren. In bester und verhönlischster Stimmung erholte sich alles bei viel Kaffee und Kuchen von den überstandenen Anstrengungen und baute für die kommen den vor. Um zu wissen, welchen Weg wir überhaupt einzuholen wollten, durchsuchten wir die Landkarten nach den günstigsten Hängen, den größten und billigsten Portio nen und den weichsten Betten. Es war schwierig, in diesem Neuland, das die Rhön für uns war, ein Wegziel zu finden. Ich hatte auf dem Bahnsteig zwei Erfahrene sich über den Kreuzberg unterhalten hören. Das gab den Auschlag. Die mußten es wissen. Also, los!

Urweltlich kahl und massig sieg ein weißer Buckel vor uns auf. In sanfter Rundung endigte er gegen den Himmel. Die Sonne schien eben noch hinter den Bergen hervor. Farbe, Licht und Schatten waren von unerhörter Schönheit. Die Skier schleiften und knirschten im Schnee. Manchmal klang Abendgeläute aus dem Tale heraus. Sonst hörte man nur das tiefe Atmen der Steigenden.

Voller Spannung beilten wir uns den Gipfel zu erreichen. Wie mag die Abfahrt sein? Ob wir noch einen schönen Sonnenuntergang erwischen? Der Gipfel schien vor uns zu liegen. Nichts war da, an dem sich das Auge hätte halten können, eine einzige grünälibern schimmernde Schneefläche! Der Wind pfiff uns um die Ohren.

Oben angekommen machte es Mühe, ihm zu widerstehen, denn der Schnee war stark verharscht. Doch herrlich schön tauchte die Sonne alles noch einmal in ein Meer von Farben und versank dann hinter einer Wolkenwand. — Aber die Abfahrt war verharscht. Eine arge Enttäuschung! Da half kein Heulen und Zähneklappen, was uns bei dem eisigen Wind leicht gefallen wäre.

Ein ganz Mutiger sauste los.

Immer schneller rutschten die Skier unter ihm dahin. Und wupp — ruckartig stiehen Kopf und Hände weit vor — eine gewaltige Schneewolke — und was übrig blieb, war ein wirrer Haufen Gliedmaßen, Skier, Stöcke, Rucksack und Schnee. —

Das genügte mir. Ein klein wenig vorgeneigt und ab ging's. Schneeflug: Recht gerne! Wenn aber nichts zum Fliegen da ist? Auch trotz grätschter Beine schlidderte ich schneller und schneller über den Harz. Der Oberkörper lag auf den Schenkeln; Kopf im Nacken gingen die Hände mit gespreizten Stöcken bis zu den Füßen hinunter.

Voraus hörte ich ein Freudengeheul. Aha, der hat es geschafft, sitzt im schönsten Pulverschnee. Natürlich sauste ich ebenfalls im hohen Bogen hinein. Wußte mich aber unschuldig, denn die Ursache infolge erhöhten Reibungskoeffizienten war zu offensichtlich. Noch eine ideale Schußfahrt mit Stemmbogen links und rechts, hopp-hopp über eine Landstraße; mit Mühe entrann man einem murmelnden Bächlein und schon war die Herrlichkeit zu Ende.

Lachend und spöttend über das vielerlei Missgeschick fanden wir uns hier unten alle wieder zusammen. Nun noch den letzten Aufstieg! Silbernes Mondlicht hatte mittlerweile die weite Schneewelt eingehüllt. Jeder träumte still vor sich hin. — Unsere Hochachtung vor der Rhön wuchs mit zunehmender Müdigkeit.

Wir krabbelten und krabbelten, rutschten gelegentlich ein Stück zurück, und das Kloster wollte immer noch nicht kommen. Plötzlich meinte einer, Musik gehört zu haben. Möglicher, kann vom Kloster sein! Wir hörten aufmerksam hin: „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren.“ Scheinen sympathische Mönche zu sein, hier oben. Vor uns träumte ein Kirchlein im Mondschein, das Kloster.

Die überaus weltliche Musik kam aber aus dem behäbigen Gasthaus nebenan. Erfreut, in vergnügte Gesellschaft zu geraten, schnallten wir ab und polterten hinein. Die Stimmung mußte wie das Thermometer in diesem Raum nahe dem Siedepunkt sein. Das kam uns jedoch, nahe am Gefrierpunkt wie wir waren, nicht ungelegen. Das Gefühl, unter unseresgleichen zu sein, ließ uns rasch heimisch werden. — Magen und Kehle kamen zu ihrem Recht, und dann erholten wir uns von den Anstrengungen des Tages bei Charleston und Schuhplatt-



ler. Als wenn sich das nicht herrlich vereinigen ließe! Meistens wußte man nicht, wer Charleston und wer Schuhplattler. Bis uns die Augen vor Müdigkeit doch zufielen. — Kaum vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne die weißen Tannenspitzen, da glitten die Bretter schon wieder über den Schnee. Wir entschlossen uns für den Übungshang. Bunt wimmelte hier alles durcheinander. Der Anfänger mit seinen zaghaften Versuchen und der Könner in überlegener Meisterschaft. Männlein und Weiblein, alles rutschte, grätschte, purzelte, stemmte, quielte.

Die Badewanne gehört zum Abc des Anfängers, sie ist schwierig, doch äußerst vielseitig: Man lasse bei größter Geschwindigkeit einen Ski über den andern fahren, belasse den oberen und lege das Gewicht ruckartig auf die Seite. Der Erfolg ist durchschlagend; zumindest durch die Schneedecke. Man achte darauf, daß mittels mehrmaligen Purzelbaumes Skier, Arme, Beine und Stöcke zu einem Knäuel verwickelt werden. Sollte dabei eine Skispitze abbrechen, ist es auf Ungeschicklichkeit zurückzuführen und der Versuch zu wiederholen. Ein älterer, wohlbeleibter Herr mit Stehkragen und Jodlerhütchen probte nach einer uns bisher fremden Methode: Er stand oben am Hang und las in einem kleinen Heft. Hin und wieder lüftete er eines seiner Bretter an und setzte es in Stemmstellung. Dann gab er sich einen vorsichtigen Rück, blickte im Gleiten in sein Heft, machte die vorher studierte Bewegung mit dem einen Bein, bekam Schlagseite und setzte sich in eine vorzügliche Badewanne. Das schien aber seinen äußersten Unwillen zu erregen. Heftig wischte er sich den Schnee aus dem Stehkragen und prüfte, ohne sich zu erheben, seinen Fahrplan nochmal auf das genaueste durch.



Unerhört, er war vollkommen im Recht: „Füße parallel, gleichmäßig belasten, Bergfuß zwanzig Zentimeter vor, etwas im Gesäß anheben und sofort talwärts herausziehen.“ Drüber steht: „Christiana.“ — Skihell!

Gefährliche Gase und Dämpfe im täglichen Leben. Von Prof. Dr. Fritz Wirth.

In den letzten Monaten häuften sich die tödlich verlaufenden Katastrophen, die in der Einatmung tödbringender Gase oder in der Explosion gefährlicher Gasgemische ihren Ausgang hatten. Ich erinnere an den tragischen Tod der Tänzerin Lucy Kieselhausen, die durch eine Benzinerexplosion ihren Tod fand und an die mehrfachen Todesfälle in Garagen, in denen darin Beschäftigte eine tödlich wirkende Kohlenoxydvergiftung erlitten, weil sie bei geschlossenen Türen den Motor im Leerlauf betrieben. Berlin steht noch unter dem Bann des furchtbaren Explosionsunglücks in der Landsberger Allee, bei dem 17 Menschenleben getötet wurden. Der Fachmann hat nun zu prüfen, was und wer schuld an diesen beklagenswerten Unfällen trägt. Waren sie vermeidbar? Wurden sie durch Unachtsamkeit, durch technische Unzulänglichkeiten ausgelöst, so daß wir sie künftig vermeiden können oder stehen wir ihnen in Zukunft mit der gleichen Ergebnisheit gegenüber wie dem Schicksal?

Es ist sicher, daß viele Unglücksfälle aus Leichtsinn, also aus einer Unterschätzung einer an sich bekannten Gefahr, und nur wenige aus Unkenntnis entstehen. Aber eben so sicher ist es, daß die sich steigernde Technisierung unseres Lebens manche Gefahren mit sich bringt, denen unsere Voreltern nicht ausgesetzt waren. Man ist zwar bestrebt, alle Gefahrenmomente, die diese Technisierung mit sich bringt, wiederum auf technischem Wege auszuschalten. Die Naturgewalten, einmal entfesselt, spotten jedoch, wie die zahlreichen Katastrophen zeigen, den Bemühungen der Technik.

Ein anderes Moment, das gefahrensteigernd auftritt, ist das riesige Tempo unserer Zeit. Wir haben keine Zeit zum besinnlichen Handeln; auch aus diesem Grunde überwältigt uns gar oft die immer auf der Lauer liegende Naturgewalt.

Gase und Dämpfe können aus zweierlei Ursachen gefährlich werden, einmal dadurch, daß sie als Atemgifte wirken und dann auch dadurch, daß sie mit Luft gemischt explosive Gemenge bilden.

Als Ursache von Gasexplosionen kommt in den meisten Fällen das Leuchtgas in Betracht. Leuchtgasluftgemische sind explosibel, wenn sie 8 bis 19 Vol.-Prozent Leuchtgas enthalten. Die Gewalt einer Leuchtgasexplosion ist ganz erheblich, so daß in geschlossenen Räumen auch Grundmauern eingedrückt werden können. Spielt sich eine derartige Explosion in Kellerräumen ab, so können die darüber liegenden Stockwerke zum Einsturz gelangen. Die Explosion löst also eine Einsturzkatastrophe aus, und diese letztere Katastrophe erfordert meist Menschenopfer, wenn die Explosion unter bewohnten Räumen vor sich geht.

Die Gründe für das Ausströmen von Gas aus der Rohrleitung und die Entstehung eines explosiblen Luftgasgemenges können natürlich die verschiedensten sein.

Eine an sich defekte Rohrleitung, ein plötzlicher Rohrbruch infolge einer Erdentfernung kann zum Ausströmen des Gases führen und in gleicher Weise bildet sich im Laufe weniger Minuten ein explosibles Gasluftgemisch, wenn ein Gaszähler aus Absicht oder aus Unvorsichtigkeit offen gelassen

wird. Kommt dann dieses explosive Gemenge mit einer offenen Flamme, mit einem brennenden Streichholz oder mit einem Funken (Kollektorfunke eines Motors z. B.) in Berührung, so erfolgt unweigerlich eine Explosion. Spürt man Gasgeruch in einem Raum, so ist unverzüglich unter Vermeidung einer Flamme zu lüften und desgleichen sind die Mitbewohner zu warnen.

Mit anderen brennbaren Gasen, deren Mischungen mit Luft ebenfalls explosibel sind, wie z. B. Kohlenoxyd, Wasserstoff, Azetylen, kommt das große Publikum kaum in direkte Berührung. Dagegen liegt man immer wieder von Schädigungen, die durch Explosion von Petroleum-, Benzin- oder Benzolluftgemischen entstanden sind. Das Anzünden von glimmenden Feuern mit Petroleum, das Reinigen von Stoffen usw. mit Benzin bei offenem Licht erfordert immer wieder seine Opfer. Da dabei meistens die Glasflasche, die die brennbare Flüssigkeit enthält, entzweigeht, ist die Explosion in der Regel von einem Brand begleitet.

Von den Atemgiften, zu denen u. a. das Chlor, das Phosgen, die Blausäure gehören, erfordert das Kohlenoxyd die meisten Opfer. Bei diesem völlig geruchlosen Gas, das keinerlei warnende Reizwirkung besitzt, genügen schon 0,04 bis 0,05 Vol.-Prozent in der Atemluft, um schwere Vergiftungsfälle hervorzurufen. Beträgt die Kohlenoxydkonzentration 0,3 Prozent und darüber, so tritt schon dann eine meist tödlich verlaufende Vergiftung ein, wenn man sich 15 Minuten in dieser Konzentration aufhält.

Kohlenoxyd ist das Produkt der unvollständigen Verbrennung kohlenstoffhaltiger Stoffe. Daz Leuchtgas, das etwa 10 Prozent Kohlenoxyd enthält, eine Quelle beabsichtigter und unbeabsichtigter Kohlenoxydvergiftungen ist, ist bekannt.

In letzter Zeit kamen auch Unglücksfälle in Garagen durch Kohlenoxyd vor. Die Auspuffgase von Explosionsmotoren enthalten stets Kohlenoxyd, zumal dann, wenn, wie dies in Garagen der Fall ist, der Motor ohne Belastung läuft. Ist eine gefahrbringende Kohlenoxydkonzentration vorhanden, so wird der Betroffene, ohne vorher gewarnt zu werden, meist durch einen Schwindel- oder Ohnmachtsanfall daran gehindert, die frische Luft aufzusuchen. Es ist daher zu fordern, daß, besonders in unterirdischen Großgaragen, die Motoren nur bei ausreichender Raumlüftung im Leerlauf betrieben werden dürfen.

Im Vergleich mit Kohlenoxyd ist die Kohlensäure ein harmloser Körper, der erst in hohen Konzentrationen, die

selten erreicht werden, gefährlich werden kann. Beträgt die Konzentration der Kohlensäure in der Atemluft 10 Prozent, so ist diese Luft bei einhalbstdigem Aufenthalt gefährbringend. In geschlossenen Räumen, wie z. B. in U-Booten, muß daher die ausgetatete Luft durch Kalipatronen von der produzierten Kohlensäure befreit werden. Eine Konzentration von 3 bis 4 Prozent Kohlensäure ist ohne nachteiligen Einfluß auf die Atmungsorgane. Die schädliche Menge liegt also sehr hoch, immerhin können in unmittelbarer Nähe von Kältemaschinen, die mit komprimierter Kohlensäure arbeiten, durch Undichtigkeiten Vergiftungsfälle auftreten. Im allgemeinen existiert keine Kohlensäuregefahr, wendet man doch bei der künstlichen Sauerstoffatmung Gemische von 95 Prozent Sauerstoff und 5 Prozent Kohlensäure an.

Es ist ferner Tatsache, daß ein längerer Aufenthalt in Räumen, die merkliche Mengen von Benzin, Benzol, Chloroform oder Tetrachlorkohlenstoff enthalten, durchaus schädigende Wirkungen haben kann. Die Größe der Schädigung ist natürlich von der Höhe der Konzentration und von der Einwirkungsdauer abhängig.

Mit den übrigen Atemgiften, wie Schwefelwasserstoff (Vorkommen in Kloaken), Blausäure (Anwendung bei der Ungezieferbeseitigung in Mühlen, Schiffen usw.), Schwefelkohlenstoff, Phosgen usw. kommt das Publikum wohl kaum in Berührung. Auf die Heftigkeit der Säuredämpfe, insbesondere der nitrosen Dämpfe der Salpetersäure, sei besonders hingewiesen.

Angehörige gewisser Industrien sind natürlich noch manchen anderen giftigen Dämpfen ausgesetzt. Doch wird in dieser Beziehung alles Erdenkliche durch ausreichende Lüftung sowie durch Gebrauch von Gasmasken und Atemschützern getan, um gewerbliche Schädigungen auf das geringste Maß zurückzuführen. Ist der Verdacht, daß gefährliche Gase oder Dämpfe in der Atemluft vorhanden sind, gegeben, so sorge man zunächst für ausreichende Lüftung und vermeide offenes Licht. Ist ein Unglücksfall eingetreten, so bringe man den Verunglückten sofort an die frische Luft, decke ihn mit Decken zu, sorge für eine ungehinderte Atmung und rufe einen Arzt. In gewissen Fällen kann dem Retter das gleiche Schicksal drohen, wenn er nicht zuerst für Lüftung gesorgt hat. Auch der Gebrauch von Gasmasken und Atemschützern ist zu empfehlen. In allen Fällen wird ein sachgemäßes und gewissenhaftes Umgehen mit diesen Stoffen die Gefahr bannen; gegen das Einwirken einer höheren Gewalt ist der Mensch jedoch machtlos.

Die Danziger Marienkirche in Gefahr! Von Carl Lange-Oliva.

Im Westen sind es der Kölner Dom und das Straßburger Münster, im Osten sind es die Marienburg und die Marienkirche in Danzig, die als Wahrzeichen des Deutschstums aufragen.

Unsere Zeit, fern allen geschichtlichen Denkens, darf diese hervorragenden

Wahrzeichen seines tiefsten Wesens und besten Wollens nicht vergessen, um so mehr, da die Zeit des

Zusammenbruchs nicht nur Landesteile, sondern auch mit ihnen einige dieser Monumentalbauten vom deutschen Vaterland gerissen hat.

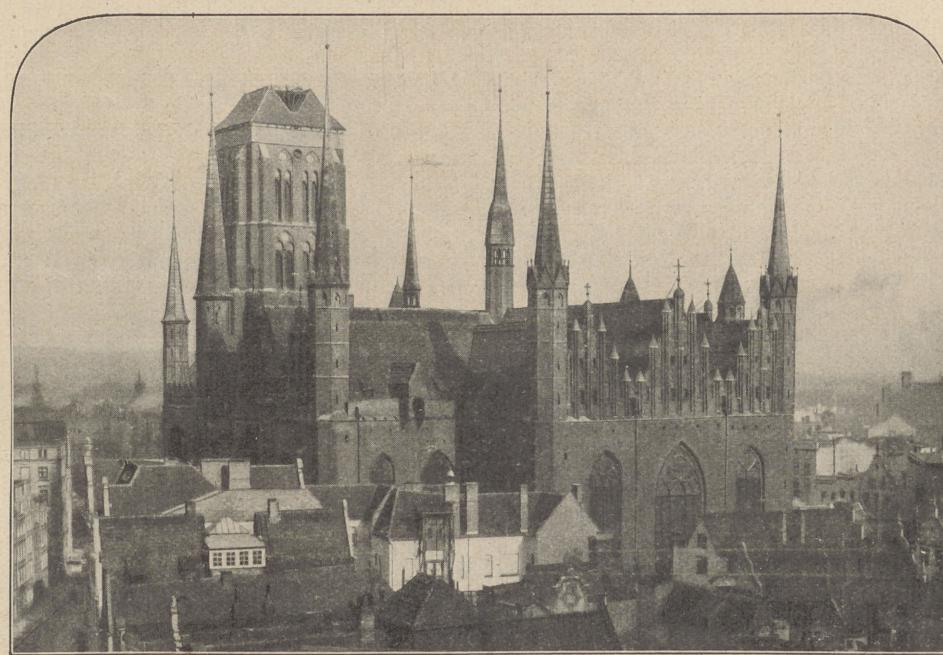
Die Marienkirche in Danzig ist in

Gefahr! Die natürliche Folge wirtschaftlichen Niedergangs hat die Pflege kultureller Güter und alter Baudenkmäler vernachlässigt. Die geringen Geldmittel machen es nicht

möglich, die notwendigen jährlichen Reparaturen auszuführen, geschweige denn Altes zu erneuern. Jeder Hausbesitzer weiß, daß die Unterhaltung eines Hauses im Jahre gewisse Opfer fordert; wieviel mehr ist das bei einem monumentalen Bauwerk notwendig, das den Witte-

rungseinflüssen stärker ausgesetzt ist.

Danzig ist gegen seinen Willen durch den Versailler



Die Marienkirche zu Danzig. (Gottheil & Sohn, Danzig.)

Vertrag zum Freistaat geworden. Der Notruf der Marienkirche an alle deutschen Volksgenossen hat nicht an seinen Grenzen haltgemacht, sondern hat Widerhall in allen Teilen des Deutschen Reiches gefunden. Es handelt sich hier nicht nur um die Erhaltung der Kirche, sondern es handelt sich hier um ein Bekenntnis. — Die alte Stadt Danzig, von deren Bewohnern über 95 Prozent deutsch sind, kennt keine Grenzpfähle zum Mutterlande hin. Auf Schritt und Tritt spricht zu uns aus den mit Beischlägen und hohen Giebeln versehenen Häusern, aus den kleinen, schmalen Gassen, aus wichtigen Türmen und Toren die deutsche Vergangenheit. Was für das Gesamtbild der Stadt mit ihren weit ausgedehnten Wäldern, ihren Hügeln und Bergen, der schön geschwungenen Linie der Danziger Bucht, die wir vom hohen Turm der Marienkirche so gut übersehen können, gilt, das ist alles hier in diesem Bauwerk des deutschen Ordens zusammengefaßt: Arbeit deutscher Kultur!

Die Marienkirche ist ein Denkmal mittelalterlicher Baukunst und unter diesen das hervorragendste des Ostens. Immer hat Danzig seine Arme weit ausgestreckt über die Meere, und seine seefahrende Bürgerschaft Verbindung mit den aufblühenden und reichen Städten anderer Lande angeknüpft. So haben wir es hier mit niederdeutschen Einflüssen zu tun. Die Danziger Bürger haben ihr Vorbild zu der vom Herzog Swantopolk gestifteten Marienkirche des 13. Jahrhunderts in Flandern gefunden. Viele Generationen haben den gewaltigen Bau errichtet.

Der deutsche Osten, der seit Jahrhunderten dauernd umkämpfter Boden ist, lag häufig im Kampf mit slawischen Völkern. So konnte die Marienkirche nur unter großen Hemmungen und Schwierigkeiten beendet werden. Der Riesenbau ging stufenweise vor sich. Er wurde durch Stiftungen vornehmer Familien und frommer Brüderschaften gefördert. Alte Urkunden aus den Jahren 1380 und 1450 zeigen das allmähliche Entstehen der Seitenkapellen. Erst nach 60 Jahren war der Rohbau fertig, die Mauern gleichmäßig hoch geführt, so daß das Dach aufgesetzt werden konnte. In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erfolgte der Ausbau der Seitenschiffe und

die Ausgestaltung zur Hallenkirche. Die Baugeschichte ist in ihren drei Bauperioden ein Spiegelbild der Danziger Geschichte.

Keiner kann sich dem gewaltigen Eindruck verschließen, den der mächtige Turm und die breit ausladenden Seitenschiffe ausüben. Von welcher Seite man auch durch die schmalen Gassen der Stadt den Blick auf die Marienkirche lenkt, — immer wirkt dieses wuchtige Monumentalwerk als trügerisches Wahrzeichen der Stadt. Aller Streit der Jahrhunderte, der Polen und Schweden, Dänen, Russen und auch Franzosen nach Danzig führte, konnte dieses Denkmal deutschen Wesens nicht vernichten.

Auch künstlerisch hat häufig ein Kampf der maßgebenden Kreise stattgefunden. Die einen wollten die dicht und eng an der Kirche stehenden kleinen Häuser fortnehmen, um den gewaltigen Bau freistehend vor sich zu haben. Aber zur Ehre der Danziger setzte die andere Auffassung, die u. a. der bekannte verstorbene Kunsthistoriker Prof. Dr. Matthaei vertrat, sich durch: Unter dem Schutz ihrer hochragenden Mauern hütet die Kirche wie eine Mutter ihre Kinder die kleinen, eng sich anschließenden Häuser, die durch den Vergleich nur stärker die Größe des gewaltigen Bauwerks kennzeichnen und seine Stimmung und Schönheit vertiefen.

Die Zeit hat schwere Runen gebraben. Im Turm haben sich Risse gebildet, die Feuchtigkeit hat bei den Altären, in den herrlichen Holzschnitzereien, bei den schönen bunten Fenstern, die so wundervolle Stimmung geben und an den Wänden manche Beschädigung hervorgebracht. Um die Marienkirche auch zukünftigen Geschlechtern zu erhalten, müssen sich alle Kräfte zusammenschließen,

denen die Bedeutung des ehrwürdigen Bauwerks als Symbol des Deutschtums im Osten und als geistiger Gemeinbesitz der Deutschen bewußt ist. So muß der Mahn- und Notruf immer weitere Kreise erfassen, um gleichzeitig das Gefühl der außerhalb des Reiches lebenden Deutschen zu stärken, daß sie trotz eigener Not nicht vergessen sind. Eine Sammelstelle zur Erhaltung der Marienkirche ist in den „Danziger Neuesten Nachrichten“, Breitgasse 90/94, eingerichtet worden.

Helft alle mit an der Erhaltung dieses deutschen Werkes!



Risse im Mauerwerk der Marienkirche. (Transeur. Preß.)

Die Schneeschäusler. Von Wilhelm Schussen.

Es schneit und es schneit
Grad wie nicht gescheit
Auf Häuser und Lauben
Ganz pelzige Hauben,
Auj Hecken ganz helle, / Ganz zottige Felle.
O Wülmann am Wagen
Wie mußt du dich plagen!
Den Kindern, den kleinen,
Langt's kaum mit den Beinen. —

Der Nachbar dort oben
Schiebt jetzt seinen Kloben
Noch zwischen die Lippe,
Dann faßt er die Schippe,
Dann wirft er zu Haufen
Den Schnee zum Verlaufen.
Die Magd mit dem Besen
Hat auch so ein Wesen
Wie alle die Leute,

Die mehligsten, heute.
Der Schuzmann, der strenge,
Steht steif in der Menge.
Der Himmel gähnt bleiern,
Der Schnee fällt in Schleieren,
Das nimmt wohl kein Ende
Trotz all dieser Hände...
Das geht wohl so weiter?
Und ist es nicht heiter?

Die Waisenkinder von Bötefuer

Roman von Marie Diers

2.

Am nächsten Tag regnete es.

Raspe ging in seiner Stube auf und ab. Er hatte einen so großen Bekanntenkreis, er ließ alle an sich vorbeiziehen, die nur irgendwie in Betracht kamen: ältere Damen, kinderlose Ehepaare, robuste Menschen, feine Menschen. Manchmal dachte er, der oder die könne sein, aber dann passte irgendeine Äußerlichkeit nicht, oder — die vier Bedingungen.

Manchmal kam er sich halb lächerlich vor mit dieser Peinlichkeit. Er war kein schwieriger Mensch, kannte Welt und Menschen und hatte schon manche Rechnung kurzerhand aufgehen lassen, die nicht von selber aufging. Eine tüchtige Waisenhausmutter wird doch zu beschaffen sein, Kreuzbombe.

Ja — aber die vier Bedingungen.

Hatte ihn der alte Sonderling angesteckt mit seiner rührenden, unpraktischen Schwefälligkeit?

Das Bild war in ihm hängengeblieben von der Abendsonne auf dem glitzernden See, von dem großen, stillen Zimmer mit der Glastür. Immer sah er das vor sich.

Da soll die neue Person hinein.

Die vier Bedingungen haben schließlich testamentarisch Gewicht. Überspringen kann man sie nicht.

„Umschleichen im schlimmsten Falle,“ sagte der Lebenskünstler in Raspe. „Aber da ist wieder das weite Zimmer mit der Glastür.“ Die vier Bedingungen sind, etwas kürzer gesagt, als der liebe alte Kauz sie gestern vortrug: Erstens: kinderlieb. Zweitens: praktische Menschenkenntnis. Drittens: wahrhafter Charakter. Viertens: fromm. Von alledem hat Serrahn und seine Frau wahrscheinlich nur den dritten Punkt erfüllt. Nach Tisch sagte er zu seiner Frau: „Meta, hilf mir einmal denken.“ Sie saßen in ihrem Zimmer, er rauchte, sie bereitete im Kaffeekännchen ihm seinen starken, schwarzen Trank. Er erzählte ihr den Fall. Sie sah flink auf und sagte wie etwas Selbstverständliches: „Aber Benno, Fräulein Bergmann doch!“

„Ist die kinderlieb?“

„Das ist beim Waisenhaus nicht nötig.“

„Ich muß mich daran halten.“

„Ach Unsinn. Na, dann Vetter Gustav und seine Frau. Er als ehemaliger Offizier —“

„Sind sie fromm?“

„Du bist vollkommen verdreht, Benno. Bist du etwa fromm?“ — „Liebes Kind, die testamentarische Bestimmung liegt vor. Also lasst persönliche Spitzen.“

„Herrje, dann nimm Tante Adelheid, die ist fromm genug.“ — „Was ihr so nennt. Übrigens hat sie weder Menschenkenntnis, noch liebt sie Kinder.“

„Du bist vollkommen unausstehlich heute!“

Es regnete noch immer. Raspe ging trotzdem aus. Vielleicht läuft mir das Wundergeschoß im Regen über den Weg,“ dachte er. „Und der alte sitzt oben und wartet. Für ihn gibt's kein sicheres Morgen mehr, so sagte er doch gestern.“

Jemand kam ihm schon über den Weg, aber ein Wundergeschoß war es nicht. Vielmehr der junge Doktor Rack, der erst seit vierzehn Tagen hier war. Bötefuer frischte sich auf. Der alte Rhenius, der in der Seuchezeit dem Serrahn'schen Hause mit der Faust gedroht hatte, war lange tot. Raspe rief den Doktor an, zwang ihn, der nur widerwillig in seinem jungen Eifer anhielt, still zu stehen und halste ihm im Regen seine Geschichte und die Anfrage auf: „Wissen Sie jemanden?“ — „Selbstverständlich,“ sagte der Doktor.

Es war ein großer Mensch mit einem harten Gesicht, dunkelblauen Augen und rostbraunem Haar. Ein Mensch, der nicht gern stillsteht und auch nicht gern kommt, wenn ein anderer pfeift. Von Raspes gemütlicher Art war er weit entfernt. „Eine Dame aus Bülow,“ sagte er. „Kann jedenfalls gleich eintreten. Praktisch wie der Teibel.“

„Aber auch fromm?“

„Verlangen Sie Frömmigkeit?“

„Ich nicht. Testamentarische Bestimmung.“

„Darüber weiß ich nichts.“

Der Doktor rannte schon weiter. Raspe brüllte hinter ihm her. „Mensch, Sie sind ja wie eine Lokomotive. In Bötefuer stirbt man nicht so fix. Wissen Sie nicht jemand andern?“

Doktor Rack sah sich wütend um. „Sie können einen



Schachspieler. Gemälde von M. J. Barascudts.

auch —“ bullerte er. „Na ja, da habe ich noch einen beschäftigungslosen Onkel, Rentier, tatendurstig —“

„Ist er kinderlieb?“

„Doll. Er hat immer Rangen bei sich in der Stube zur Wit seiner Haushälterin.“

„Schön! Ist er praktisch, ein Menschenkenner?“

„Ersten Ranges.“

„Verbürgen Sie sich für seinen Charakter?“

„Seinen Charakter? Nee, keine Minute. Ich soll mich auch noch für den ollen Sluuhur seinen Charakter verbürgen? Da täte ich sonst was. Aber er läuft jeden Sonntag zur Kirche, das wollten Sie jawohl so gern.“

„Gehen Sie zum Kuckuck,“ schnarrte Raspe.

Nun hatte man sich durchweichen lassen um nichts und wieder nichts.

Sie hatten vor einem Papierladen gestanden. Dem alten Papiergeschäft von Borchert, ein braver, kleiner Laden. Ehe er sich weiter durchregnen ließ, setzte er sich da hinein, sah ein paar Zeitschriften oder neugetommene Bücher durch. Vielleicht wußte auch der alte Borchert jemanden, aber schwerlich. Oder es stand etwas in den Zeitungen, dem man nachgehen konnte. Er kam triefend herein, schwankte seinen Hut aus, schüttelte seinen Mantel. Die Tochter des Ladenbesitzers stand am Ladentisch und verkaufte einem Dreikäsehoch ein sehr buntes Bilderbuch. Als der Bürgermeister eintrat, ließ sie das Buch dem kleinen Jungen in den Händen und stand ihm zum Dienst bereit.

Es fuhr ihm blitzähnlich ein Gedanke durch den Sinn. Dies Mädchen kannte er, freilich mehr vom Hörensagen als aus eigener Erfahrung. Jeder redete hier von ihr, meist in gutem Sinn. Sie sollte eine tadellose Tochter sein, den Eltern jeden Wunsch von den Augen ablesen, schon mit zwölf Jahren hatte sie im Geschäft wie eine Große bedient, eifrig, ernst, hingegessen, und alle Kinder waren wie wild nach dem Laden, wenn Lise Borchert verkaufte. Vor zwei Jahren war sie lange fort gewesen, hatte einem jährlings verwitweten Bäcker seinen großen, umständlichen Haushalt, der mit einer großen Fuhrhalterei verbunden war, über ein Jahr geführt. Der Bäcker hatte sie heiraten wollen, weil er für Haus, Geschäft und Kinder keine Bessere kriegen könne, wie er sagte. Aber sie hatte der kränkelnden Mutter wegen zurück müssen.

Das fiel ihm alles ein. Vielleicht bot sich hier unerwartet das Gesuchte. Er beschloß, unvermerkt ein wenig zu beobachten.

„Ich möchte Ihre neusten Eingänge ansehen, Manselling,“ sagte er. Man sagte damals noch nicht Fräulein zu einem Ladenmädchen. Sie hatte ein kühles, klares Gesicht, dicke, blonde Zöpfe in einen Knoten geschlungen, hatte eine hübsche Haltung und ein freies, etwas trockenes Wesen. Sie kam sogleich hervor und legte ihm Zeitschriften und Bücher auf einen Nebentisch bereit, zog ihm den Stuhl heran und half ihm, den nassen Mantel auszuziehen, den sie an einen Haken hängte. Dann überließ sie ihn seiner Beschäftigung und kehrte zu dem unterirdischen kleinen Käufer zurück.

Der Bürgermeister blätterte unterdes in den Anzeigen. Es boten sich genug Menschen an, hierfür und dafür. Wenn er selber eine Anzeige einsetzte, würde er Hunderte von Angeboten erhalten. Das nützte ihm gar nichts. Die vier Bestimmungen konnte er nicht mit hineinnehmen, und wenn er es tat, besagten etwaige Zusagen und Versicherungen auch noch nichts. Sobald der Regen nachließ, wollte er doch übrigens noch einmal zu Winnagel gehen. Der hatte selbst ein erkleckliches Interesse daran, mochte der sich auch anstrengen.

Unterdessen merkte er auf das leise Geslüster am Ladentisch. Die junge Borchert zeigte dem Dreikäsehoch Blatt für Blatt des Bilderbuches. Eine geschickte kleine Verkäuferin, die ihre Sachen an den Mann bringt, war sie schon. Er warf einen Seitenblick hinüber. Sie war nicht mehr hinter den Ladentisch gegangen, kauerte seitwärts daneben, dicht neben dem kleinen, schmutzigen Bengel, der sich so fest an sie gedrückt hatte, daß sie Wange an Wange in das Buch sahen. Seine Bäckchen glühten, und im Eifer des Beschauens hatte er den kleinen Arm im groben Jackenärmel, der am Ellbogen zerrissen war, um den Hals des Mädchens gelegt. Vielleicht ist das nur Geschäft, dachte er.

„Dat will'k hebb'n,“ sagte der Kleine plötzlich lauter und mit tiefem Aufatmen. „Dat will'k köpen.“

„Haha, den hat sie soweit.“

„Woväl Geld hebst denn mit, Fritz?“

Er öffnete die linke kleine Patschhand, die er bisher krampfhaft verschlossen gehalten hatte. Der Bürgermeister

redete sich ein wenig, um hineinzusehen, jetzt sagte aber schon der winzige Käufer in unsagbar stolzem Ton: „Ich heff drei Penning. Drei Penning heff ic.“

„Armer Bursch,“ dachte Raspe. „Aus ist die Lust. Jetzt hast du verspielt.“

Die Kaufmannstochter stand auf und sagte gleichmütig, aber extra leise, wohl damit er, dem sie den Rücken zuwandte, es nicht hören sollte: „Soväl kost' oof grad. Dann giff man her, Fritz.“

Sie stand hinter dem Ladentisch, nahm die drei Pfennige aus der dreifachen, kleinen Patschhand, steckte sie in ein Täschchen, das sie am Bande trug und packte das schöne Bilderbuch sauberlich ein. Der Junge sah ihr mit tellergroßen Augen zu.

Dann kam sie um den Tisch, schob es ihm unter die Jacke und sagte: „Holl oof dichting tau, dat nicht natt ward.“ ließ den Jungen hinaus und sah ihm einen Augenblick nach. Kam dann zurück und ging wieder hinter den Ladentisch, zog die Kassenschublade auf, nahm aus dem eigenen Täschchen ein paar Geldmünzen, zählte sie durch, steckte sie in die Kasse. Schub zu, fertig.

Da sah sie die Augen von Herrn Bürgermeister Raspe, den sie tief in seinen Lesestoff versenkt glaubte, auf sich gerichtet. Er hatte die Zeitschrift sinken lassen und sah gespannt zu ihr hinüber.

„Was haben Sie da eben an der Kasse gemacht?“ fragte er.

Eine helle Blutwelle überjagte ihr klares Gesicht. Dann setzte sie eine trockige Miene auf und sagte: „Darf ich fragen, warum Herr Bührmeister (mit dem Ton auf „mei“) sich darum kümmert, was ich an unsrer Ladenkasse tu?“ Aber ganz wohl schien es ihr doch nicht bei diesem Auftrumpfen zu sein. — „Wird es auch Ihren Vater nicht kümmern?“ fragte er mit undurchdringlicher Miene.

Er hatte ins Schwarze getroffen. Sie wurde glühendrot, ihr junger Trotz war, kaum aufgesfahren, schon niedergeworfen. Wie sie ihn jetzt ansah, dachte er: Was hat das Ding für ausnehmend hübsche Augen.

„Ach, Herr Bührmeister,“ sagte sie, „wenn Sie so gut wären und diesmal nichts sagten. Er kann's nicht ausstehen, wenn ich sowas mache. Aber er hat ja keinen Schaden davon. Ich hab's ja auf Heller und Pfennig von meinem 'reingelegt, was das Buch kostet.“

Raspe saß noch immer unbeweglich.

„Und warum das alles?“ fragte er streng.

„Ach — es war bloß so — der lütte Jung — er hat schon immer draußen am Fenster gestanden, wo das Buch aufgeschlagen lag. So oft! Ich hab' ihn immer stehen sehen. Vorhin wieder. In allen Regen. Weil der Laden gerade leer war und ich denk', bei den Wetter kommt doch kein Mensch, hol' ich ihn 'rein. — Nu sind Herr Bührmeister drüberzugekommen.“

Jeder Satz kam trocken, wie mit Zangen herausgezogen und doch bange. Wäre sie nicht bange gewesen, sie hätte das alles wahrhaft nicht vorerzählt, sie hätte Herrn Raspe mit seinem Gefrage schön abfahren lassen.

„Wer war denn der Knirps?“ fragte er.

„Man bloß der Fritz Moll. Der Mollsch ihr lütter Jung.“

„Wer ist die Mollsch?“

„Ach man so.“

Sie zuckt die Achseln, lehrt sich ein wenig ab. „Die taugt den ganzen Tag nichts, das konnten Herr Bührmeister an den Fritz schon sehen. Wo läßt sie den Jungen bloß mal 'rumlaufen! Jacke zerrissen, dreckig, in allen Wetter auf der Straß! Der Lütte hat auch noch nicht viel Spaß in sein' kurzen Leben gehabt. Da hab' ich gedacht — na ja eben. Wo er die drei Pfennig sich hergekrabbelt hat, weiß der Kuckuck. Der hat ja noch keine Begriffe. Von der Mollsch kriegt er keine.“

Raspe stand auf.

„Wollen Sie mir diese drei Zeitschriften einpacken. Ich nehme sie gleich mit.“

Er sah ihren flinken Händen zu. Innerlich war er heiß. Etwas wie ein Glücksgefühl hatte er in sich. „Wenn sie wüßte, was ich mit ihr vorhabe,“ dachte er.

Aber als er auf der Straße in den Regen trat, kamen ihm seine Gedanken doch mit einmal unsinnig war. Eine kleine Ladenjungfer, die nicht richtig Hochdeutsch sprechen und erst recht wohl nicht schreiben kann —

Doch wie er durch den Regen ging, strich es ihm plötzlich durch den Sinn: „Mit der könntest du zu dem alten Herrn hinaufgehen. Die würde er gelten lassen.“

Ja? Die vier Bedingungen?

Kinderlieb — ja. Praktisch und lebenskundig: ohne Zweifel ja. Charakter — o!

Raspe gab sich selber einen Ruck, dämpfte die begeisterte Welle, die ihm zu Kopf steigen wollte. Schwäche gegen ein hübsches Dirnlein? Wäre dieselbe, die das kleine heimliche Spiel mit dem Dreikäsehoch aufführte, eine Nachteule gewesen — o Freund Raspe —!

Aber hübschein ist am Ende auch kein verschlimmernder Umstand. Wie steht's übrigens mit Punkt vier?

Er kam um eine Ecke, der Regen schlug ihm ins Gesicht. Den Rinnstein entlang strömte eilig ein brauner Gießbach.

hab's ihr auch schon gesagt. Ich glaube, ich glaube, Benno, sie nimmt's an!"

Raspe legte den nassen Mantel ab, ihm war seltsam zumute, verwirrt. Irgend etwas hielt ihn, daß er nicht sagte: „Ich habe schon die Rechte.“ Mit sonderbar steifer Zunge fragte er: „Wer ist es denn?“

„Rate! Du sollst raten! Oder ich führe dich hinein, und du siehst es selbst. Nein — ich sag's dir doch lieber. Ihr Männer seid manchmal unberechenbar. Aber du wirst entzückt sein. Jenny Perlewitz.“

„Die?“ entfuhr es ihm. „Jenny, die Gebildete? Wie kommst du gerade auf die?“

Urheberrecht dem Eigentümer vorbehalten durch „Royal Academy Illustrated“.



Jugend. Gemälde von Averil Burleigh.

Er sah plötzlich den zerlumpten kleinen Jungen stehen und sie ihm das Buch in die Jacke knöpfen. Und er sah sie an ihrer Ladenkasse den unschuldigen kleinen Betrug vollführen, hörte das Geld leise klimpern —

Da war ihm, als umwehe ihn etwas Seltsames, wie — Heiliges. Als verstehe er erst jetzt, was der sterbende alte Mann mit seinem vierten Punkt gemeint hatte —

Zu Hause war Besuch.

Frau Raspe kam ihm in froher Erregtheit schon im Flur entgegen. „Ach, Gott sei Dank, daß du wieder da bist, Benno. Ich warte so sehnlich auf dich. Ich habe ja eine herrliche Nachricht für dich. Weißt du, betreff's deiner Sorge von vorhin. Ja, Männchen, wenn wir Frauen nicht wären! Die, die du suchst, ist gefunden! Sie sitzt bei uns drin auf dem Sofa. Nein, daß wir an sie nicht gleich dachten! Ich

„Aber Benno! Wenn eine, so ist sie die Geeignete, die es gibt! Ihre vornehme Herkunft, ihre Bildung, ihre Sicherheit in jeder Lebenslage —“

„Ja, ja, ja!“ Er geriet in eine Art Galgenhumor. Allerdings Jenny Perlewitz und die kleine Borchert vom Ladenstück — seltsame Konkurrentinnen —

Fräulein Perlewitz lebte mit ihrer Mutter hier ihrer Gesundheit. Der Vater war als pensionierter Regierungsrat hier gestorben. Jenny war jetzt etwa dreißig Jahre. Eine Verlobung sollte sich zerütteln haben. Sie war in Lesekränzen und Basars der führende Geist, stritt sich gern auf philosophischem Gebiet mit Akademikern und galt als Stern. Jenny Perlewitz als Waisenhausmutter —! „Mehr bilde dir doch keine Schwachheiten ein. Sie wird uns was pfeifen!“

„Sie tut's, Benno, sie tut's! Ich habe vorgearbeitet.“

„Der Henker hole die Damen!“ dachte Raspe.

Jenny Perlewitz war trotz des Regens gekommen, sie

wohnte nebenan und wollte sich ein englisches Buch holen. Nun sprang Frau Raspe gleich mitten in den Gegenstand hinein. „Wenn du ihr alles vorstellst, Benno, wird Fräulein Perlewitz sich erbitten lassen, das Opfer zu bringen —“

„Ihre liebe Frau hat mich fast überrumpelt,“ sagte die Dame. Sie trug einen grauseidenen Mantel, ein grauseidenes Hütchen und grauseidene Handschuhe. Raspe fühlte sich feige werden.

„Ich will diesem Opfer nähertreten, Herr Rechtsanwalt. Sie würden mir ja Einzelheiten noch mitteilen. Allerdings möchte ich Ihnen meine Bedenken nicht verschweigen.“

„Bitte sehr,“ sagte Raspe. Er hatte ein fades Gefühl im Schlunde.

„Wir verkehrten ja mit Serrahns,“ sagte Fräulein Perlewitz, „wenn man das Verfehl nennen kann. Dadurch bin ich einigermaßen über die Verhältnisse orientiert. Wie ich schon damals zu meiner Mutter sagte, halte ich die Zusammensetzung dieses Instituts für keine günstige, und da würde ich auch gleich den Hebel ansehen. Es sind Elemente darin, die unbedingt hinausmüßten. Ich habe schon einen Plan, Herr Rechtsanwalt. Waisenhäuser für das niedrige Volk gibt's genug. Ich möchte ein feines Erziehungsinstitut für die Waisen aus gebildetem Stande daraus machen. Möglichst exklusiv. Das wäre noch etwas Besonderes und würde auch unserm Städtchen einen gewissen Nimbus geben.“

Raspe saß vorgebeugt, mit einem zusammengefalteten Blatt Papier zwischen den Knien. Die Worte der gebildeten Jenny drangen auf ihn ein wie Stechbienen. Ohne daß er aufzusehen brauchte, sah er das strahlende Blitzen und Nicken seiner Frau. Sie war begeistert, sie triumphierte. Ja, wir Frauen!

Er wußte ganz genau, daß er feige war. Es ist furchtbar schwer, gegen Frauen anzugehen, besonders gegen die eigene, wenn sie so vollkommen von einem Plan eingenommen und so naiv stolz darauf sind.

Jenny fuhr fort: „Einen kleinen Stamm würde ich ja behalten. Da ist Marienchen Vammers, die Pastorwaise aus Broitsch, übrigens ein dichterisch beanlagtes Kind, dann der kleine Wulf von Schröder, der nur unglücklicher Familienverhältnisse halber dort ist. Sein Vater ist im Krieg gefallen. Dann auch allenfalls Friedchen Franke, die Grazie in Person. Allerdings war der Vater nur Förster, geht also schon unter die von mir gezogene Linie, aber ich glaube, daß hier eine Ausnahme möglich ist. Die Kleine ist sicherbildungsfähig. Alles andere scheint mir ziemlicher Schund und kommt für meinen Zweck gar nicht in Frage.“

Kein Mensch kann sagen, was während dieses Wortgeplätschers in Raspes Seele vorging. Als er in seiner liebenswürdigen Mannesfeigheit versinken wollte wie in einem Sumpf und schon nach Zugeständnissen und Beschönigungen vor sich selber suchte, schossen plötzlich aus einem dunklen Winkel seines Wesens Willenfunken zusammen. Er warf sich herum in ein Gleis, das seiner bisherigen sorglosen Leichten und unter Umständen nachgiebigen Natur neu war.

Das alles während der paar Sätze, die Fräulein Perlewitz gleichsam nebenbei über einige Kinder der Anstalt hinwarf. Wie sie sagte: „Kommt für meinen Zweck gar nicht in Frage,“ richtete Raspe sich aus seiner vornüber geneigten Stellung auf und sagte, allerdings ohne seine Frau anzusehen: „Mein Fräulein, ich halte Ihre sehr interessanten Darstellungen noch für verfrüht. Ich bitte zu bedenken, daß die Entscheidung weder bei Ihnen noch bei mir liegt, daß es

sich um eine Stiftung von Justizrat Serrahn handelt, und daß seine Bestimmung darüber eingeholt werden muß.“

Fräulein Perlewitz zog in großem Erstaunen die Augenbrauen hoch. „Aber das ist doch klar, Herr Rechtsanwalt. Es kommt hierbei doch nur auf die Art an, in der man ihm die Angelegenheit vorstellt.“

„Das bezweifle ich,“ sagte Raspe, und jetzt ertrug er sogar das empörte Erstaunen im Metas Gesicht. „Der Justizrat ist seiner Sinne und seiner Willensrichtung noch durchaus mächtig. Ich muß bemerken, daß er vier ausdrückliche Bedingungen für seinen Nachfolger stellte.“

„Und das wären?“ fragte Fräulein Jenny mit herablassendem Lächeln.

„Selbstverständlich Liebe zu Kindern, praktische Menschenkenntnis, tadellose Persönlichkeit und —“ er stockte.

„Kirchlichkeit,“ fiel seine Frau ein. „Aber liebster Benno, das sind schließlich alles Dinge, die für eine Persönlichkeit wie Fräulein Perlewitz Selbstverständlichkeiten sind.“

„Allerdings,“ sagte diese mit demselben Lächeln. „Binsenweisheiten des Lebens. Sehr hoch hat der alte Herr nicht damit gegriffen. Es ist beinah ein wenig beleidigend, Herr Rechtsanwalt, daß Sie mir dies alles noch sagen zu müssen glauben.“ — Diese Sprechweise benahm Raspe jetzt nicht mehr so stark. „Ich werde noch heute zu Serrahn gehen,“ sagte er mit verschlossenem Gesicht.

Der Regen klatschte auf die Steinfiesen vor der Glasstür. An den Scheiben rannen Bäche, der See war in graue Schleier gehüllt.

Zwei Männer saßen beieinander, ein Gehender und ein Kommender. Aber sie standen wie zwei, die dieses kurzen Zusammenseins froh sind, auf einer schmalen Brücke über einem rauschenden Strom. Bald werden sie sich trennen, der eine, um dem stummen, ragenten Felsen zuzuschreiten, von denen noch keines Wanderers Fuß zurückkehrte. Der andere, um ins grüne Tal niederzusteigen.

Raspe hatte erzählt. Von der jungen Borchert, die nicht ganz richtig Hochdeutsch sprach und nur ein armes Ladenmädchen war, eben erst über die Zwanzig hinaus, und das an der eigenen Ladenfassade mochte, um eines zerlumpten kleinen Jungen willen.

Und von der duftausströmenden, gebildeten Jenny, die den Schund hinaustun und der Stadt etwas ganz Exquisites schenken wollte.

„Ja,“ sagte der alte Herr, „das hätt' ich mir ja nun nicht träumen lassen, daß Sie mit der Lise Borchert angerückt kämen. Wie ich das Ding zuletzt sah, hatte es zwei dicke Zöpfe und eine Puppe im Arm. Ein langer Bengel wollte ihr die Puppe wegreißen. Da legte sie sie auf den Tritstein und ging mit beiden Fäusten auf den Ulatzsch los, und der riss aus. Na ja, Mark hat die Kleine wohl in den Knochen. Die alten Borcherts sind brav —“

Sein Atem ging schwer, er legte den Kopf an die hohe Stuhllehne.

„Ein bißchen sehr jung, ja — aber wir waren alt und haben's auch nicht geschafft. Schließlich spricht da doch noch ein anderes Ding mit als viel Mühen und Sorgen. Und mag sein: Dies andere Ding hat am Ende die Lise Borchert vom Herrgott ins Blut gekriegt. Kann wirklich so ein bißchen leichter atmen, nun ich denke, die säße hier mal an unserer Statt —“

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Indische Fürstinnen.

Die heutige Stellung der indischen Frau ist im wesentlichen eine Folge der tausendjährigen muhammedanischen Herrschaft im Lande. Jedoch hat diese weder das edle alt-indische Ideal des Weibes vernichten können, noch hat das Haremswesen hier jemals jene unerfreulichen Erscheinungen wie am Hofe von Konstantinopel gezeigt, auf die vor allem unsere gewohnten Vorstellungen von der orientalischen Frau zurückgehen. Die gedrückte Lage der Inderin bis zu den gegenwärtigen Reformbestrebungen indessen hat sich teils durch die Enge und Armut des Lebens der mittleren und unteren Volksklassen, teils durch die demoralisierten Verhältnisse der ewigen Kriegszeit im 18. Jahrhundert herausgebildet.

In den Zeiten aber, wo die muhammedanische Macht am Ganges unter dem Zepter der Nachkommen der großen mongolischen Welteroberer Dschingis Chan und Tamerlan auf der Höhe ihres Glanzes stand, treffen wir in den märchenhaften Schlössern zu Delhi und Lahore, Agra und Fathpur-

Sikri Frauen, die an edler Schönheit, Bildung und Einfluß ihresgleichen auch in Europa suchen konnten. Ist doch das berühmteste Bauwerk Indiens, der Tadsch-Mahal mit seinem marmornen Filigranwerk, das Grab einer Kaiserin, der Gattin jenes Schahdschehan, von dessen prächtigem Hofe die Reisenden des 17. Jahrhunderts staunend erzählten.

Wenn der Reisende heute durch die alten Kaiserburgen wandert, sieht er nur mehr die wenigen Brunkbauten, die die englischen Militärbehörden geschont haben; aber das weite Gelände innerhalb der Festungsmauern, auf dem heute Kasernen stehen, war einst fast zur Hälfte von einer Stadt bedeckt, die nur Frauen, Kinder und Eunuchen bevölkerten. Wer sie betrat, mußte an einem ihrer Tore eine Militärwache passieren, hinter der er von Frauensoldaten in Empfang genommen wurde und durch offene Korridore, an Bächen, Springbrunnen und Gärten mit Pavillons vorbei zu der mit wunderbarem Mosaik bedeckten Marmorhalle ge-

langte, wo die Kaiserin thronte. Durch die zarten Marmor-gitter hinter ihrem Sitz ging der Blick auf den Fluß unter den Burgmauern mit seinen Schiffen und dahinter ins weite Land. Unter den großen Sonnensegeln strich der Wind über das Wasserbassin, das in die Mitte des Saales geleitet war; ein Seitenausgang führte durch einen Garten in die Audienz-loge und das Schlaßgemach des Herrschers. Hier empfing die Kaiserin auf ihrem goldenen Thron ihre Besuche, hinter sich die Dienerinnen mit den Fächern, der Wasserpfeife und der Büchse voll Betel (wie Kaugummi genossen). Lautenspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen erheiterten die Damen-gesellschaft, die auf Teppichen sitzend, an große Kissen gelehnt, sich um die Herrscherin gruppierte.

Spinnwebzarie, mit Goldtressen verstärkte Kleider deckten die mit Safran gepuderten, nach Rosenöl, Umbra und Moschus duftenden Körper der Frauen, die sich nicht nur die Brauen und Wimpern nachzuziehen und die Lippen mit Rouge zu bemalen liebten, sondern auch Hände und Füße mit Henna röteten, und Nase, Ohren, Hals, Hände und Knöchel mit Juwelen bedekten. Juwelen, Gold, Perlen, das waren die Einführwaren, für die die portugiesischen und holländischen Kaufleute an den indischen Höfen stets Käufer fanden, und die im Schmucktäschchen dieser Damen ihren Platz fanden.

Es herrschte eine strenge Rangordnung. Jede der Damen hatte ihren eigenen Haushalt mit Dienerinnen und Gunnichen, sowie unverheirateten oder verwitweten Verwandten. Auch da, wo sie ihren Gemahl mit einer oder mehreren Gefährtinnen teilen mußte, sicherte ihr ihre Verwandtschaft gehörende Einfluss und Stellung, sei es am Kaiserhofe, sei es bei dem Großen, dessen Gattin sie war. Waren doch ihr Vater oder ihre Brüder meist Generale oder hohe Zivil-beamte des Reiches, wenn nicht Radsha eines Staates, an dessen Lehenstreue dem Herrscher viel gelegen war.

Manch starke Persönlichkeit war unter diesen Damen zu finden, unter denen die männlich-fühlere Denkart — bei aller Liebesfähigkeit — der Muhammedanerinnen sich doch von der mystisch-romantischen Schwärmerie der Hindufrauen stark unterscheidet. Hofdamen, die mit ihrer Energie die ganze Karriere ihrer Männer, auch im Kriege, machten, Kaiserinnen und Prinzessinnen, die direkt oder durch ihre Vertrauten die große Staatspolitik in ihren zarten Händen vereinigten. Eine Prinzessin von Bidschapur, Tschand Bibi, hat als Regentin ihres Sohnes im 16. Jahrhundert durch Jahre das Reich von Ahmadnagar gegen die zwanzigfache Übermacht des mächtigsten Herrschers ihrer Zeit, Kaisers Akbar des Großen, und den Verrat ihres Hofs verteidigt und ist in voller Rüstung in der Breche der Stadtmauern gefallen. Die Gattin von Akbars Nachfolger, Tschehangir, hat sich in einer höchst abenteuerlichen und romantischen Laufbahn den Weg aus der Ehe mit einem kleinen Offizier auf den Kaiserthron gebahnt, über die Leiche ihres ersten Gatten hinweg, der von gewissenlosen Höflingen des verliebten Herrschers nach heldenhaftem Kampf erschlagen wurde. Bald hatte Nurdschehan —

übrigens eine leidenschaftliche Tigerjägerin — den gutmütigen und klugen, aber trunksüchtigen Fürsten in solchem Maße in ihrem Banne, daß alle Regierungsgeschäfte durch ihre Hand gingen, und — für die damalige Zeit unerhört — alle Dokumente und Münzen neben dem seinen auch ihren Namen trugen. Ihre Verwandten erhielten nach und nach alle wichtigen Staatsämter, ihre Familie hat noch durch Generationen Großwesire und Kaiserinnen gestellt. Nurdschehans Nichte Mumtaz-Mahal wurde die Lieblingsgattin des nächsten Kaisers Schahdschehan, der ihr jenes weltberühmte Mausoleum erbaute. Von seinen Töchtern war die eine, Roschenara, an seiner Absetzung und Gefangennahme durch seinen Sohn Aurangzeb stark beteiligt, während die andere, Dschehanara, vom Volke nur „Frau Fürstin“ genannt, seine Geschäfte, Sorgen und sein Elend teilte.

Mit dem Verfall des Reiches im 18. Jahrhundert, kurz vor Beginn der britischen Herrschaft, wurden die Frauen auf und um den Kaiserthron auch anderer Art. In dem Maße, wie die Provinzen sich selbstständig machten, die mächtigsten Statthalter sich als Hausmeier dem Großmogul aufdrängten, wurde das immer mehr auf den kaiserlichen Harem beschränkte Hofleben lasterhafter und ausschweifender. An der Grenze dieser Zeit stehen der Kaiser Dschehandar Schah und seine Geliebte Lal Kunwar. Grotesk war die Rolle dieses Schwächlings, halblos hin- und hergestoßen zwischen der Politik seines Großwesirs, dem er den Thron verdankte, und den Launen seiner Favoritin. Mit ihr war das zweifelhafte Gesindel des damaligen Nachtlebens am Hofe eingezogen und wußte in Übermut und Verchwendung keine Grenzen. Schließlich wurde sie mit dem Kaiser von den empörten Großen ermordet.

Und doch gab es in dieser Zeit, wo in Indien Zustände wie im Dreißigjährigen Kriege herrschten, auch edle Herrscherinnen, wie Ahalya Bai, die weise Regentin von Indore, oder die Begum Sumru, die Gattin eines deutschen Abenteurers, Walter Alojzius Reinhardt, der gegen 1800 bei Delhi das kleine Fürstentum Sardhana gründete. Nach seinem Tode kommandierte die Fürstin selber das Heer ihres Gemahls und nahm an den Kriegen des letzten Moghul-Kaisers Schah Alam II. teil. In späteren Jahren trat sie zum Katholizismus über und tat viel zur kulturellen Hebung ihres Landes, das nach ihrem Tode von der anglo-indischen Regierung eingezogen wurde. — Noch der Freiheitskampf der indischen Fürsten 1857 bis 1859 sah eine Frau, die Rani von Dschanji, als Hauptführerin im Kriege gegen England, gefeiert von ihren Zeitgenossen, schließlich in der Schlacht in Männertracht gefallen.

So war die Orientalin der Vergangenheit, zum mindesten in den oberen Kreisen, keineswegs die Odaliske, als die wir sie uns gerne vorstellen, sondern hat am Leben ihrer Zeit regen Anteil genommen, wie auch heute in der Zeit der politischen Umwälzungen wieder, wo zwei der Präsidenten des indischen Nationalkongresses in den letzten Jahren Frauen waren, darunter die Dichterin Sarodschini Naidu.

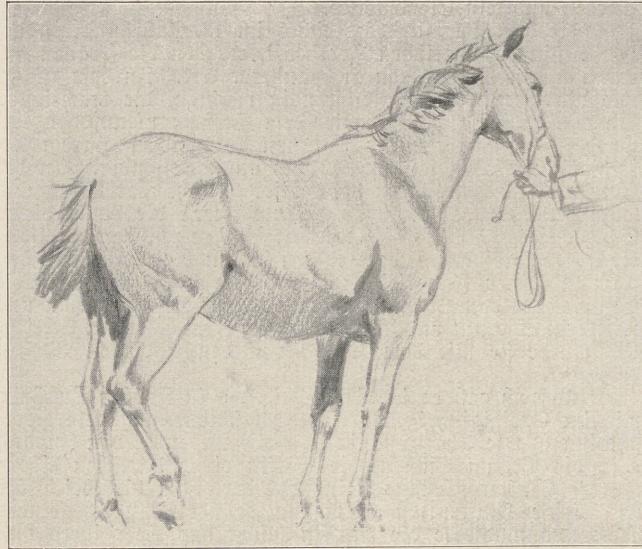
Georg Koch. Von Hans Rosenhagen.

Wieder ist aus der Schar der Künstler, die in Adolph Menzel ein unerreichbares Vorbild sahen und in ihm ihren Führer verehrten, einer dahingegangen: Georg Koch, der den Lesern durch fünfzig Jahre eine wohlvertraute Er-scheinung gewesen ist. Er hat ein Alter von siebzig Jahren erreicht und in einem gewissen Bezirk der Berliner Kunst eine kaum mehr ausfüllbare Lücke hinterlassen.

Für das Daheim hatte ihn Otto Klassing entdeckt. Koch, der im Jahre 1876 noch Akademie-schüler war, lieferte damals für eine aus Anlaß eines Winterfestes der Studierenden der Akademie erschienene „Akademische Bierzeitung“ eine geradezu köstliche, humoristische Zeichnung mit der Unterschrift „Poesie und Prosa“ (Eine Woche in Gussows Maltklasse), die so gut und lustig war, daß Otto Klassing sich sofort entschloß, den Neunzehnjährigen für sein Unternehmen zu gewinnen und ihm die Mitarbeiterschaft für die künstlerische Beilage des Daheim anzubieten. Jahrzehnte hindurch haben die Leser durch Augenschein feststellen können, wie glücklich der Griff des Verlegers war; denn es gab tatsächlich keine Aufgabe, die Koch nicht mit Talent und Geschick glänzend gelöst hätte. Er war eben in allen Sätteln gerecht und hatte nach dem Beispiel Menzels soviel nach der Natur gezeichnet, daß er diese, auch wenn er sie nicht vor Augen hatte, „kommandieren“ konnte, also die schwierigsten Dinge und Situationen aus dem Kopf zu zeichnen vermochte, wie es sich für einen Künstler von

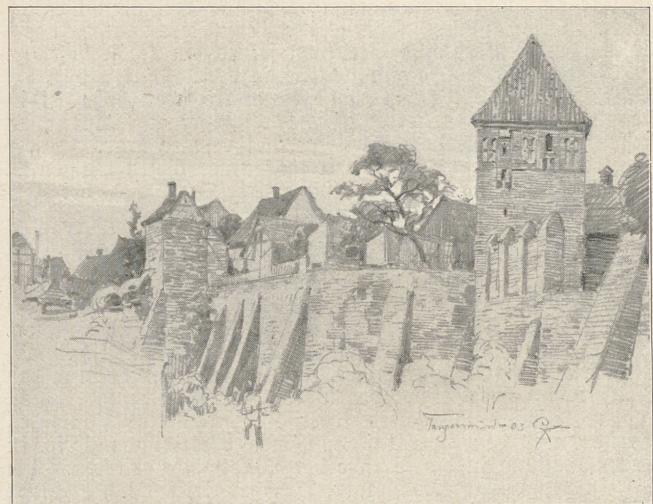


Rang gehört. — Wie alle ursprünglich Begabten hat Georg Koch sehr früh angefangen. Sein Vater war der in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sehr geschätzte Berliner Zeichner, Illustrator und Lithograph Karl Koch, dem er im Jahre 1857 geboren wurde. Unermüdlich bei seiner Arbeit, war der Vater seinen Söhnen das allerbeste Vorbild. Von Kind an übte Georg Koch sich im Zeichnen und brachte es fertig, daß er schon mit fünfzehn Jahren von einigen illustrierten Zeitungen beschäftigt wurde. Der Vater hatte das Unglück, infolge eines Augenleidens viele Jahre lang der Sehkraft und damit der Arbeitsfähigkeit beraubt zu sein. Georg Koch war so genötigt, für sich selbst zu



sorgen, und erreichte durch angestrengte Arbeit, daß er sich das Akademiestudium gestatten konnte. Mag der Jüngling damals auch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben — sein gesunder Berliner Humor und seine außerordentliche Tüchtigkeit halfen ihm immer wieder darüber fort. Und schließlich hatte er auch ein wenig Glück, schon darin, daß er die richtigen, ihn fördernden Lehrer gewählt. Da war einmal Carl Steffel, der erste Pferdemaler Berlins jener Zeit; dann Paul Meyerheim, der sein Pariser Lehrjahr bereits hinter sich hatte, dessen Bilder zu den gesuchtesten auf dem Berliner Kunstmärkt gehörten, und der mit Aufträgen dekorativen Charakters geradezu überlaufen wurde, und endlich Carl Gussow, vor dessen überrealistischen Genrebildern die Berliner sich teils ärgerten, teils freuten, der die Technik des Malens aber beherrschte, wie kaum ein anderer der Akademielehrer. Georg Koch behauptete sein Leben lang, von ihm das meiste und beste gelernt zu haben, und hing sehr an ihm. Seine Illustratortätigkeit, für die er jede freie Stunde benutzte, sicherte ihm allmählich eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit, so daß er sich einige Studienreisen gestatten konnte, deren erste ihn auf die Weiden des Grädter Gestüts führte, wo er nach Herzenslust das von ihm so geliebte Pferd studieren konnte. Als Paul Meyerheim nicht mehr imstande war, die Flut der Aufträge für große dekorative Wandbilder und Panneaux, die in dem für die Renaissance schwärmenden Berlin der siebziger Jahre bei reichen Leuten die große Mode waren, zu bewältigen, fand er in dem ihm von der Akademikerzeit bekannten Koch eine erwünschte Hilfskraft. Das Zusammenarbeiten mit dem berühmten Kollegen förderte den jungen Maler und seine Vorliebe für die Tiermalerei in hohem Maße. Auf Rat Meyerheims begab der Künstler sich Ende der siebziger Jahre nach Paris, um seinen Fähigkeiten den letzten Schliff angedeihen zu lassen, und dort begegnete ihm wieder das Glück.

Anton von Werner, der Akademiegewaltige, hatte sich in Gesellschaft des ausgezeichneten Architekturmälers Christian Wilberg im Frühjahr 1882 in Paris eingefunden, um die nötigen Vorbereitungen für das von ihm zu malende Sedanpanorama zu treffen. Plötzlich erkrankte Wilberg und war drei Tage darauf tot. Kurzerhand entschloß Anton von Werner sich, ihn durch Koch, dessen große Begabung ihm von früher bekannt war, zu ersetzen. So wurde aus dem Zeichner und Pferdemaler unvermutet ein Schlachtenmaler. Der junge Berliner entledigte sich seiner Aufgabe mit solchem Erfolge — der Gussowsche Realismus war für diese Form der bis zur plastischen Wirkung gesteigerten Illusionsmalerei die denkbar beste Vorbereitung gewesen —, daß Eugen Bracht, der An-



fang der achtziger Jahre von Amerika her den Auftrag erhalten hatte, ein Panorama der Schlacht bei Chattanooga (22. bis 25. Nov. 1863) zu malen, unverzüglich Kochs sich versicherte, damit er mit ihm und Carl Röchling zusammen ans Werk gehe. Auch hier machte Koch seine Sache ausgezeichnet, so daß er den selbständigen Auftrag erhielt, für Leipzig den „Kampf der Sachsen“ als Panorama zu malen.

Selbstverständlich bewältigte er auch diese Arbeit mit vollem Gelingen.

Da Koch nun einmal in die Schlachtenmalerei hineingeraten war und einzelne Regimenter den Wunsch hegten, ihre Heldentaten im Deutsch-französischen Kriege künstlerisch verewigt zu sehen, ergab es sich ganz von selbst, daß man seiner für diese Zwecke sich bediente. Und er enttäuschte die Besteller nicht. In vielen Offizierskasinos hingen seine vortrefflichen Bilder. Wo mögen sie hingeraten sein? Vielleicht sind sie vernichtet worden, wie so manches andere, was die heranwachsende Jugend bewegen könnte, von großen Taten und Männern zu träumen und Vergleiche anzustellen. Im Jahre 1888 erhielt Georg Koch für ein ausgezeichnetes, in der Großen Berliner Kunstaustellung vorgeführtes Gemälde „Versprengte französische Kavallerie in der Schlacht bei Sedan“ die kleine Goldene Medaille. Der Erfolg dieses Werkes veranlaßte den jungen Kaiser Wilhelm II., bei dem Künstler ein Bild zu bestellen, das



die letzte offizielle militärische Handlung seines franken Vaters, „Kaiser Friedrichs III. Heerschau über die 2. Garde-Infanterie-Brigade im Charlottenburger Schloßpark am 29. Mai 1888“, zum Gegenstande haben sollte. Dargestellt war, wie der damalige Kronprinz Wilhelm seine Brigade dem todgeweihten Kaiser vorführte. Koch beschleunigte seine Arbeit, so daß sie bereits im Oktober 1889 in der Kunstausstellung gezeigt werden konnte. Sie erhielt später Unter-kunst im alten Berliner Königsschloß. Damit fand Kochs Tätigkeit auf dem Gebiete des militärischen Bildes einen über Erwarten glänzenden Abschluß. —

Der Künstler, dieses Genres ein wenig müde geworden, beginnt nun zu malen, was ihm selbst Spaß macht. In den neunziger Jahren entstehen vor allem zahlreiche Pferdebilder, zu denen ein längerer Studienaufenthalt in Trahnen unmittelbar Veranlassung bot, dann Jagdszenen, Darstellungen vom Turf, Marktbilder, Reiterporträts, dazwischen aber auch Landschaften und Manöverwiedergaben, selbst zu Schilderungen des modernen und mondänen Lebens verstieg er sich. Was an seinen Schöpfungen immer Bewunderung fand,

Storchnest am Firs war. Und welche hübsche Rokokogewandstudien gibt es von ihm, die er für ein Jagdbild gebrauchte! Dieses Festhalten an der Tradition, diese eindringliche Arbeitsmethode und unerschütterliche Sachlichkeit machten Koch zu einem Lehrer, wie er besser nicht gedacht



gezeichnet, und, wie er, wiederholte Koch die Stellung einer Person, den Faltenwurf eines Rockes, die Bewegung einer Hand so lange und so oft, bis sein Stift das ihm richtig Erscheinende getroffen.

Er scheute keine Mühe; denn er hatte den Ehrgeiz, in jedem Falle ordentliche Arbeit zu leisten. Was ihm irgendwie merkwürdig schien, das zeichnete er mit der sorgsamsten Treue, ob es die Wölle von Tangermünde, ein seltsam geformter Baum, ein Süßchen Nymphenburger Schloßarchitektur oder gar nur ein Bauernhausgiebel mit dem



war die sichere Be-herrschung des Zeichnerischen. Außer Menzel haben wohl wenige Maler so sorgfältig Studien

Zucht, weil sie fühlten, der mit nicht sparsame Lehrmeister meine es gut mit ihnen.

War vielleicht auch die Kritik in den letzten Jahrzehnten nicht immer mit den Bildern Georg Kochs einverstanden, weil er von einer forschrittl. mehr malerischen Auf-fassung der Wirklichkeit durchaus nichts wissen wollte, so erfreute er sich doch dauernd des Beifalls der Sachverständigen, die nicht genug bewundern konnten, mit welcher Feinheit er die Erscheinung des Pferdes wiedergab, wieviel erstaunliche Beobachtung auch in seinen Typen von Reitern, Bauern und Pferde-händlern steckte und wie naturwahr seine Darstel-lungen an sich waren. In einem jedoch herrschte bei allen Parteien Übereinstim-mung, nämlich daß Georg Koch zu den charaktervollsten Persönlichkeiten der Berliner Kunst gehöre, daß er seinen Idealen treu geblieben und Besseres geleistet hat als mancher andere Maler.



Der Führer. Von Frieda Raimund.

Ich geh' durch ein Städtlein im fremden Land,
Mit dem roten Führer in meiner Hand,
Mit dem roten Buch, das vor manchem Jahr
Schon mit im verzauberten Städtlein war.
Das du Lieber schägest als feinen Wert,
Das uns so reizvoll und fein belehrt.
Das Buch trägt noch heut deiner Stimme Laut,
Ich sehe das Städtchen, wie du es geschaut.
Das uralte Schnitzwerk Haus bei Haus,

Die Schönheit des alten Städtebau's,
Der Gäßchen Einfalt, der Kirchen Gewalt,
Die traulichen Treppchen, hold und alt.
Dein Lachen Klingt aus dem kleinen Band,
Deine Handschrift schrieb auf der Seiten Rand
Von liebem Sehen, wie du nur gesehn. — — —
Dieses Wieder-durchs-Städtchen gehn!
Mein Herz klopft: Allein! So lang schon allein! — —
Schweig still, du klopfendes Hämmlein!

Das Waldweibel.

Die Großmutter meiner Urgroßmutter hat es noch erlebt: das Tosen und Preschen des wilden Jägers, das fauchende Heulen und Jappen seiner Hunde, das Trappeln der kopflosen Pferde, das rasende, sinnbetörende Hü und Hott und Hossa, hoch in den Lüften über den waldigen Kuppen ihrer Heimatberge hin.

Ein weißer Hund, der keinen Schatten warf, ist einmal aus dem gespenstigen Jagdzug auf die Erde gefallen und hat einen Winter lang stumm und still, ohne andere Nahrung wie manchmal ein Maul von Asche, am Herde eines ihrer Vorfahren gelegen.

Und Wochen vorher, ehe die brausenden, spuktollen Novembernächte kamen, hat sich manchmal ein winziges, wimmerndes Waldweibel vor den Türen der Häuslein und Hütten gezeigt und hat um Schutz und Aufnahme vor dem erbarmungslosen Verfolger gebeten. Denn die armen kleinen Dinger, die Moos- oder Waldweibel, die es damals noch vereinzelt gab, waren ein Lieblingswild des wilden Jägers. Dicht über die Erde hinsegend, spürte der Heizer sie in ihren Dichtungen und Höhlenversteden gar zu gern auf, und ohne Gnade reihte er sie dann seiner Folgschaft ein, so daß sie auf ihren kleinen grüngrauen Entenäschchen gerade immer ein Jahr lang mitpreschen mußten in seinem funkensprühenden Zug. Die armen, zitternden Waldweibel, die doch niemand etwas taten! Ja, und so ein armseliges Ding ist da auch einmal in regentriefender Herbstnacht vor der Tür der Hütte gestanden, hoch überm letzten, mageren Haberfeldchen unterm Waldrand, wo jetzt der große, stattliche Mooshof steht. Wimmernd und winselnd wie ein winziges Kind hat's um Aufnahme gebeten. Die junge Huberin, die Frau des Waldwärts, der da wohnte, hat's in bitterer Verstimmung wegjagen wollen, hat das Wimmern um die Welt nicht hören mögen. War ihr doch vor damals sechs Jahren ihr süßes, halbjähriges Kindlein also wimmernd an bitter schwerer Krankheit gestorben. Und kein anderes war, troz aller heißen Wünsche, ihr danach wieder geschenkt worden.

Daß die rüstige Frau das erbärmliche Winselding dennoch aus dem eiskalten Regengepladder in ihre saubere, warme Stube ließ, bedeutete einen schweren Sieg ihres guten Herzens. Das häßliche, grüngraue Ding mit dem wirren, flechtengrauen Haarschopf, dem zerlumpten Gewändchen aus Moos- und Flechtenfilz, dem breiten Froschmaul im haarigen Kunzelgesicht hat ihr dann auch Abscheu genug eingeflößt. Und wie das kleine greuliche Ding sich dann gar mit seinen Froschhäschchen an den Tisch angeklammert und mit gierigen, fügeligen Blauäugern nach dem großen, frischen Brotlaib geglupt hat, der auf der weißgescheuerten Platte lag, ist ihr das Gelüste mächtig angekommen, den unwillkommenen Gast wieder hinauszutragen. Aber das Moosweiblein hat mit einer Stimme, die bis ins tiefste Innere der Seele schnitt, unaufhörlich „Bitte! Bitte! Bitte!“ gewimmert. Mit quietschendem Ton hat's gefleht und gefleht. Den Anschnittskrust des Brotes, auf den die Frau, im Begriff, es anzuschneiden, mit dem Messer ein Kreuz gemacht hatte, den wolle es haben. Wenn es den gegessen habe, könne der wilde Jäger ihm dies Jahr nichts tun.

Nun, die junge Frau aß den röschen, knuspernden Brotkrust selber für ihr Leben gern. Aber sie gab dennoch dem graugrünen Scheusäckchen den ersehnten goldbraunen Happen. Das stopfte und würgte und schlängt ihn mit greulicher Gier. Dabei aber war, eine halbe, Viertel- und Achtel-Sekunde etwa, doch etwas ganz Seltsames, Wunderbares an dem Weiblein zu sehen. Der Frau war's nämlich, als sei das Ungeheuerlein ein Blitzszenen lang in ein liebliches, goldlockiges Kind verwandelt.

Eine Täuschung, so sagte sich die Frau, sei es natürlich gewesen. Einer Mutter, die ihr einziges, goldhaariges Englein verloren hatte, die ein solches Herzleid trug, könnte so etwas wohl schon geschehen! — Das grinsende Waldweibel stand wahrlich klar und deutlich genug auf seinen krummen Watschellätschchen neben ihr. Und es grinte und frohlockte. Frei sei es nun, frei! Bier Wochen aber müsse die Huberin es noch in Obdach haben, denn bis gegen den heiligen Christabend müsse man immer noch zittern vor der tobenden Meute.

Über ihr Herz und ihren Willen weg sagte die Frau: „Ja!“ Sie murmelte etwas von ein paar Tagen. Aber dann ging doch Woche auf Woche ins Land, und das Greuelchen blieb. Es blieb, und es lachte und grinte nur, wenn die schöne, blonde Frau und der stämmige Waldwart ihm

Von Frida Schanz.

drohten, sie würden ihm doch nun endlich die Wege weisen, wenn es sie selber nicht fände. Es blieb, und es schien nichts zu wissen und zu können, wie Torheit und Unsinn und Albernheit. An einem welken Baumblatt flicke es mit einer Tannennadel herum, während die Frau sich abplagte, dem Mann aus derbem Loden ein windfestes Wams zu nähen. Freilich: der Frau selber flog ihre Nadel dabei, als sause ein feiner Wind hinter ihr her. Das Wams war fertig, als sie's noch kaum begonnen. Wundergesicht kam sie sich vor. Saß dann das Unsinnweiblein meckernd am Tisch und puzte an einem einzigen, fingerlangen Rübchen mit seinem kleinen, stumpfen Gürtemesser stundenlang herum, indes die Frau die ganze Rübenernte ihres Feldchens, die arm genug war, zu Rübenäschchen schnitt. In seltsamem Hui war aber auch da wieder die Arbeit der Frau getan. Manchmal ging's noch so und ähnlich, bis der Huberin das Geheimnisvolle, Seltsame dieser Vorgänge doch auffiel und sie das törichte Hantieren des Weibleins immer mehr mit verschmitztem Verständnis gehen ließ. Aus winzigen Steinchen, die das Weiblein rieb, sprang eine helle, hohe Flamme in das nasse, rauhende Holz des Herdes. Der Hauch, mit dem es ein leichtes Federchen vor sich hertrieb, wurde zum knatternden Wind, der im Handumdrehen die Wäsche auf der Leine zwischen Hütte und Geißtall trocken blies. So hätte die Frau dem Huzelding fast manchmal richtig ein bißchen gut sein können. Wär's dann nicht wieder so wüst und schlimm, so begehrlich und ausverschämt gewesen.

Weckt die müden Menschen mitten in der Nacht! Schreit wie am Spieße! „Aus Angst, aus Angst!“ sagt's dann mit piepsender Stimme am Morgen. Einer der Spürhunde des verwunschenen Jagdherrn hätte in der Hütten Nähe nach ihr gewittert. Wie sie liegt und steht, muß die Frau bei solchem Wehgeschrei immer auf, muß den Unband beruhigen, ein Kreuzlein nach dem andern über seiner kleinen Strohschütte im Herdwinkel schlagen.

Und einmal soll sie gar dem ungebärdigen Gast, der in dunkler Mitternacht zu wehwimmern, zu quieken, ja schließlich sturmlaut zu brüllen und zu schreien sich herausnimmt, durch einen eiskalten Trunk von seinen Schmerzen helfen. „Krank, krank! Weh, weh!“ hat es laut geheult. „Kalt Wasser! Kalt Wasser! Kalt Wasser!“ hat es gefordert. Den Zinnbecher, in dem die Frau ihm die letzte Neige aus der Wasserbüte gereicht, hat's auf die Erde geschüttelt.

„Kälter! Kälter!“ hat es wie in brennender, würgender Qual gebrüllt. Ganz frisch und befehlerisch. Und es wußte doch: das Unglück und die Armut des Hütchens bestand darin, daß kein Wasser in der Nähe war. Eine halbe Stunde weit mußte das Nass in Eimern oder auf der Karrenhütte vom Dorfborn her geholt werden. Und da sollte die schöne, bettwarme Frau es nun auch für den kleinen, bösen Krätsch herauschleppen. Der kleine, böse Krätsch befahl's.

Sie ist wirklich mit dem Holzemer und dem brennenden Laternchen in die schwarzkalte Nacht hinausgezogen. Zwanzig, dreißig Schritte weit hat sie sich getappt, — ist dann stillgestanden, hat gelauscht, hat ihren Ohren nicht getraut. Da war doch ein Wasserriesel, ein Sprudeln, ein Glucken auf einmal auf der kleinen Matte unter dem Gärtchen neben ihr! Und als sie sich mit dem Laternchen niedergebückt, hat sie's gesehen. Zwischen zwei Steinen sprang da wahrhaftig ein Quell aus der Erde, sprudelnd und gurgelnd und silberhell. Wie hat die Frau gejubelt!

Voll strahlenden Glücks ist sie mit ihrem gefüllten Eimer ins Haus geeilt; der Mann hat aus dem Bett gemußt, um mit ihr in der Stube herumzutanzen, und das todkranke Waldweiblein hat sich gesundgelacht über der Leute Glück.

Ein Quell neben dem Haus! Blühen, Wachsen und Gediehen bedeutete das für Gärtlein und Vieh. Dämmernd schwante es wohl der Huberin, wer ihr die kostliche Wohltat herbeigezaubert. Regelrecht gut war sie nun schon oftmals ihrem kleinen Gast. Ja, sie hatte es dem Manne vertraut. Als sie sich angeschickt hatte, dem brüllenden Widerwart den frischen Trunk vom entfernten Born zu holen, war's ihr wieder ein Sekundenkündchen lang so gewesen, als sähe sie nicht die häßliche Zwergin, sondern ein schelmisch-lachendes, strahlendes Kind. Sehnüchsig müßte sie seit der Zeit allweil wieder an ihre begrabene Seligkeit denken.

Weiche Wehmut war eines Nachmittags, als sie am Spinnrad saß, in ihrem Herzen; — eine Wehmut, gewoben aus Grinnerung und immer neuem, vergeblichem Hoffen!



Umbranetes Felsennetz. Gemälde von Karl Boehme
(Aus der Münchener Kunstsammlung im Glaspalast)

Kunstblätter zum Dahlemer

Einzelverkauf dieses Kunstdruckes ist verboten

Nicht schlecht schrak sie da auf und nicht geringe Verärgerung schoß ihr ins Herz, als da vom Bodenkämmerlein herunter ein johlendes, wildlustiges, kindisch-albernes Gelächter mitten in die zarte Stille klang. Verstimmt flog sie die Stiege herauf, so recht aus dem Frieden aufgestört.

Was aber sah sie nun Empörendes da droben? — Ihr verstecktes Heiligtum, die kleine, mit bunten Blumen bemalte Wiege, in der ihr Kindlein gelegen hatte, war vom Waldweibel unter den schügenden Tüchern aus seiner Ede hervorgezerrt worden. Und wie ein wildes, zappelndes Irrlicht hopste das Weiblein um das liebliche Lager her.

„Bett für mich! Bett für mich!“ rief es quäkend. Und wie die Frau auffchluchzte und weinte und zornig schalt, kam in seine Stimme ein dringendes, immer ernsthafteres, zwingenderes Bitten und Beten. „Bett für mich! Bett für mich!“ Ein Heimweh lag darin, ein Flehen, ein Sehnen.

Voll schluchzender Güte hat die Frau schlichlich gesagt: „Nun, so schlaßt halt eine Nacht in dem lieben Bettchen!“ —

Jubelnd hat das kleine Ding sich da gleich augenblicklich neben der Wiege auf die Knie geworfen, hat sich Moos aus seinem Gewändchen gezupft, mehr, mehr, immer mehr, erstaunliche Massen, hat geträrrt und gesungen, schrill und hart, aber dann leiser, immer leiser, immer süßer.

Als die Frau die Treppe herunterstieg, sich aber rasch noch einmal umwandte, war's ihr, als sähe sie das Bettchen hoch voll goldenem Moos, auf dem Moos ruhe ein Kindlein, und ein größeres stände daneben und wiege das kleine. —

Still, still war's diese Nacht im Hüttelein.

In Frieden ruhte die Frau neben ihrem schlummernden Mann, und in Ruhe und Frieden ruhte droben in dem so lange leergebliebenen Bettchen das Waldweibel, das vom Wildjäger durch Jahrtausende gehecht gewesene Wild.

Auch am andern Morgen hörte man vom Waldweibel nichts. Erster Schnee lag auf den Matien. Zarter Wintersonnenschein huschte durch silbige Wolken wie ein Lächeln durchs Haus. Wie Waldweibels Singen und Summen von gestern abend klang es noch immer.

Aber Waldweibel war nirgends mehr zu erspähen. Waldweibel ist auch nicht wiedergekommen. Waldweibel war fort.

Über das Kinderbettlein droben lag ein spinnwebfeines Laken gebreitet. Als die Frau das in die Höhe hob, befand sich darunter eine schwere Menge von goldenem Moos.

Das hat sich dann, als die Leute es zu Tal zum Verlauf trugen, noch ums Zehnfache vermehrt. Von seinem Erlös ließ sich wohl herrlich ein schönes, stattliches Wohnhaus neben dem rauschenden, neu der Erde entquollenen Waldbach bauen. Und als das Haus im nächsten Jahr fertig war, lag auch in dem mit Rosen und Lilien bemalten Kinderbett ein liebes, neugeborenes Kind, ein goldblondes Bübchen.

Dem ist nach drei Jahren noch ein zweites gefolgt. In Glück und Fröhlichkeit wuchsen die Brüder auf, während der Mooshof, wie der neue Besitz nun hieß, sich von Jahr zu Jahr vergrößerte und verschönte.

Fleiß und Glück und Liebe wohnte auf ihm. Dazu in geheimnisvoller Verschwiegenheit der Herzen das dankbare Gedenken an die Stifterin alles Glücks: das Waldweibel.



Frohes Schaffen am Sonnabendrand,
Mit dem Blick in ein Sonntagsland,

Wieder das Schlagwort vom Frauenstaat!

Gemeinhin begründet sich unser Wissen um die „Frauenfrage“ mit der uns nahestehenden Zeit des Fortschritts, sichtbarer Bewegung, die wir zum Teil miterleben durften. Aber wir dürfen nicht vergessen, die „Frauenfrage“ als solche ist nicht zeitgebunden . . . sie ist eine Menschheitsfrage. Sie umschließt bestimmungsgemäß Werden und Vergehen der Generationen. Nur das äußere Gewand ändert sich, passt sich in seiner Struktur der Moderne an.

Als letzter Abschluß der „Frauenbewegung“ als solcher wird heute gern das von Laien oft mißbrauchte oder mißverstandene Wort vom Mutterrecht und vom kommenden Frauenstaat in die Debatte geworfen. Eine Gefahr, die Angstliche bedrückt, weil sie in ihr ein sich über sich selbst gesteigertes Geschlecht erkennen. Sie glauben: Frauenstaat! das bedeutet letzter Kampf der Geschlechter um die Herrschaft.

In Wirklichkeit liegen die Dinge ganz anders. Das Mutterrecht an sich bedingt nicht den „Frauenstaat“, braucht auch nicht als Vorstufe zu ihm betrachtet zu werden. Das „Mutterrecht“ in seiner Charakterisierung wird vom Laienstandpunkt häufig genug mißdeutet. Viele der primitiven Völker sind vom Mutterrecht ausgegangen; ob es allerdings tatsächlich das ursprüngliche, ältere Recht gewesen ist, läßt sich schwer nachweisen. Ein Wissenschaftler schreibt: „Das Blutband zwischen Mutter und Kind ist von vornherein gegeben, so dürfte die mutterrechtliche Form des Familienlebens wohl die älteste sein . . .“

Auch in der Gegenwart finden wir, z. B. im dunklen Afrika, noch diesen Zustand: in afrikanischer versteckter Berggegend findet man noch die alte soziale Gesellschaftsordnung des Matriarchats. Die Frau ist Herrin der Familie. Wodurch ist die, nehmen wir an, älteste Sitte des Mutterrechts durch das Vaterrecht abgelöst worden? Hier gibt uns Freiherr von Reichenstein, der verdiente Forcher, eine überraschende Antwort: „. . . erst durch den Kauf (Kaufsche, Dienstlehe, Raubhabe) des Weibes vollzog sich der Übergang des Mutterrechts zum Vaterrecht!“

Irgendein Zusammenhang mit dem Frauenstaat ergibt sich in keinem Fall. Wenn wir in der heutigen Zeit den Ruf nach dem „Mutterrecht“ häufiger und nachdrücklicher hören als je, so soll er uns keineswegs Schriftsteller zum Frauenstaat bedeuten.

Die aufgelläute Frau von heute fühlt den Mangel der ihr selbstverständlich erscheinenden Rechte an ihr Kind. Auch dies Verlangen ist kein neues; in einem Brief, dessen Datum den 17. Mai 1820 trägt, heißt es: „Das Kind gehört der Mutter. Kinder sollten nur den Namen der Mutter tragen. Der Mutter müßte das Vermögen gehören und die Macht

Mit der Aussicht auf selige Dinge,
Goldblau flatternd wie Schmetterlinge.

f. s.

über die Familie . . .“ Doch dies sind utopistische Theorien; eine schematische Rückdrehung überliefelter Anschauung ist auch durch eine Gesetzgebung nicht zu erzwingen. Wenn wir eine Wiederherstellung des „Mutterrechts“ erreichen wollen, müssen wir den Grundbau unserer Lebensanschauung umstellen. Solche Dinge laienhaft behandeln ist unmöglich, darum fort mit dem Schlagwort, das die Gemüter in seinen Folgerungen des „Frauenstaates“ erschreckt.

Gewiß, es hat „Frauenstaaten“ gegeben! Wir kennen alle Kleists Penthesilea. Hier wird, wenn auch dichterisch verbrämt, die Tatsache des „Frauenstaates“ berührt. Penthesilea ist Königin der Amazonen. Welche Achtung ihrer Macht zugestanden wird, kennzeichnet am besten die Tatsache, daß Achill, der Göttersohn, ihr Gegner wird. Amazonenheere gab es in fast allen Weltteilen. Märchen und Sagen, deren Untergrund meistens eine geschichtlich umgewandelte Wahrheit ist, erzählen davon und zeugen gleichzeitig von der Wertschätzung der Frau als Gegnerin, da ihr stets als Gegner der beste der „männlichen“ Helden gegenübergestellt wird. So ist es z. B. in den Nibelungen Siegfried, der Brunhild besiegt . . . Der „Amazonenstrom“ erinnert in Amerika heute noch an weibliche Kriegsheere. Nun glauben ängstliche Gemüter die heutige Frau auf rückwärtigen Wegen zu ähnlichen Zuständen. In Wirklichkeit sind wir kaum weiter von ihnen entfernt gewesen als heute. Die Vermännlichung der Frau hat mit beruflichem oder sportlichem Freiheitsstreben nichts zu tun. Sie ist lediglich „Mode“.

Der Stand unseres Lebens, unserer Kultur läuft nicht rückwärts, sondern vorwärts, einer Gleichberechtigung gleichwertiger Leistung entgegen. Gleichberechtigung aber heißt nicht Kampf, sondern Verliebung, Veredelung des Frauentums, heißt ethische, sittliche, moralische Förderung der Fraueneigenart. Nicht Frauenherrschaft im „Frauenstaat“ ist letztes Ziel der Frauenbewegung, sondern die Berechtigung zu selbstverständlicher Gleichwertung . . . Frauenrecht stehe neben Mannesrecht, zum Besten unseres Volkes! Das ist unsere Hoffnung und unser Glaube an die Zukunft! Veredelung, Erneuerung des Frauentums und damit des deutschen Volkstums! p. w.

Die Entwicklung des Frauensportes.

Die Stellung der Frau im vergangenen Jahrhundert brachte es mit sich, daß beim Aufblühen des Turnwesens das weibliche Geschlecht zunächst nicht mit ergriffen wurde. Zwar hatte Gut Muths um 1800 in seinem Buch „Gymnastik für die Jugend“ das Turnen der Frau als Forderung aufgestellt. Aber nur in England entstand eine Bewegung, die man Kallisthenie nannte. Sie war aber nicht von Dauer; die Verzärtelung des Weibes war zu groß. Eiselen, der Schüler und

Mitarbeiter Jahns, begründete 1882 die erste Turnanstalt für Mädchen; sie trug jedoch heilgymnastischen Charakter. Man muß Adolf Spieß als den eigentlichen Schöpfer des Mädchenturnens bezeichnen. Man findet in seiner Stoffsammlung für die weibliche Jugend schon die Grundlinien der heutigen rhythmischen Gymnastik, und er hat diese in



Abb. 1. Nachmittagskleid aus schwarzem Krepp-Georgette mit eingesetzten Glockenteilen. (Schnittmuster erhältlich.) Entwurf: Hildegard Koelling, Schule Reimann, Berlin. Aufnahme: H. E. Kiesel.

seiner 1857 begründeten Turnanstalt für Mädchen auch praktisch gezeigt. Von diesen Gedanken angeregt schuf Kluge im Jahr 1860 die ersten beiden Mädchen-Turnvereine, die jedoch bald wieder eingingen. Erst im Jahre 1889 entfaltete sich das Mädchenturnen in Gestalt besonderer Abteilungen der Turnvereine. Es vergingen aber noch fünf Jahre, bis das Turnen in den höheren Schulen eingeführt wurde. Eine grundähnliche Änderung brachte die Jahrhundertwende, als Isadora Duncan ihre Tanzschule begründete. Gleichzeitig etwa begann die Frau sich im Schwimmsport, im Laufsport, im Eisport, im Skilauf, im Hockeyspiel zu versuchen. Sie erfocht sich das Recht auf Radfahren und — was sehr viel schwieriger war — das Recht auf eine vernünftige Kleidung bei allen diesen Übungen. Mit Kriegsende erstritt sie sich das Recht auf Leibesübung in vollem Maße. Der Deutsche Reichsausschuss für Leibesübungen führte im Jahre 1919 das erste Frauen-Turn- und Sportfest im Stadion durch.

Nachmittagskleider.

Die Nachmittagskleider dieses Winters sind weich, weiblich, damenhaft. Sehr dünne, fließend fallende, schmiegsame Stoffe werden zu beschwingten, in der Linie sehr gelösten Schnittformen verarbeitet. Da ist das seilige Schärpenteil, die zippelige Tunita, der „Wasserfall“ und vor allen Dingen: die Glocke. Zum soundsovielen Male zu neuem Leben erwacht! Die Glocke sitzt vorn in der Mitte oder links seitlich; dies besonders dann, wenn das Leibchen des Kleides schräge Wickelform aufweist.

Wir zeigen unseren Leserinnen zwei Nachmittagskleider von reizvoller Eigenart, zu denen durch die Schriftleitung von Fall zu Fall besonders angefertigte Schnittmuster bezogen werden können. (Wenn keine der Normalgröße in Frage kommt, bitte Maße anzugeben!) Das Kleid Abb. 1 besteht aus schwarzem Georgette über einem weißen Crêpe de Chine-Unterkleid. Seine besondere Note erhält es durch die beiden seitlichen Glocken; etwa eine Handbreit unter dem Gürtel gehen die eingesetzten Glockenteile in breite Streifen über, die sich, miteinander parallel laufend, blendenartig rings um die Taille ziehen, bis sie in Höhe der rechten Hüfte zusammentreffen. Sehr hübsch ist der Armel; er fällt unterhalb des Elbogens lose in zwei große, tellerartige Teile aus. An diesem Kleid sind sämtliche Nähte eingewirbelt. Den kleinen vierreihigen Halsausschnitt begrenzen feine, weiße Wirkelzähne und ein schmaler weißer Paspel. Das Gürtelchen ist ebenfalls aus schwarzem und weißem Krepp-Georgette. Erforderlich im ganzen etwa $2\frac{1}{2}$ m schwarzer und $1\frac{1}{2}$ m weißer Stoff, sowie Chinakrepp für das Unterkleid.

Abb. 2 veranschaulicht ein Kleid aus schwarzem Krepp-Satin. Seine Form eignet sich gut zur Umarbeitung eines unmodernen



Abb. 2. Sehr elegantes Nachmittagskleid aus schwarzem Krepp-Satin und pastellfarbenem Georgette. (Schnittmuster erhältlich.) Entwurf: Hildegard Koelling, Schule Reimann, Berlin. Aufnahme: H. E. Kiesel.

gewordenen Kleides. Der etwa 30 cm hohe Rockansatz und die Ärmel unseres Modells sind aus mandelgrünem Krepp-Georgette gefertigt und mit schwarzen Applikationen, zu denen Stoffreste Verwendung finden können, unregelmäßig besetzt. Der Rockansatz läuft seitlich in einen Wasserfall aus, der in Hüfthöhe in einer Schnalle endet. Dann beginnt die etwas schräg ansteigende Blende, die sich in einem ziemlich breiten Paspel um den herzförmigen Halsausschnitt zieht. Die Ansatznähte der beiden Stoffe sind durch zierliche Stickerei von Metallsäden (altgold) verdeckt, die auch bei den Applikationen Anwendung fand. Erforderlich: ungefähr $1\frac{1}{2}$ m schwarzer Stoff und $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ m farbiger Krepp-Georgette.

Nähe elektrisch!

Es ist anzunehmen, daß es wohl kaum noch einen ordentlichen Haushalt gibt, in dem keine Nähmaschine zu finden wäre, sei es auch bisweilen ein nicht mehr sehr repräsentables Exemplar älteren Systems für Hand- und Fußbetrieb, das zur gelegentlichen Schneiderei, d. h. zur Anfertigung von Wäsche und Kleidern für den eigenen Haus- oder Familienbedarf jeweils vom Boden oder aus irgendeinem Winkel hervorgeholt wird. Wie unendlich vielen Frauen und Mädchen aber bietet die Nähmaschine die einzige Möglichkeit, in fleißiger, angestrengter und oft genug gesundheitsschädlicher und nervenzerrüttender Heimarbeit ihr sehr bescheidenes Dasein zu fristen. Die Näherei-Großbetriebe haben, um auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu bleiben, durch ihre wirtschaftlich bis aufs Äußerste ausgenutzte, moderne Betriebsorganisation, sowie durch rationelle Arbeitsmethoden den Lohn für Näharbeiten



Abb. 1. Nähmaschinen-Motor für Schnurlaufantrieb mit Tischklemme und Regulieranlasser mit Zugstange.

ieglicher Art derartig gedrückt, daß eine Heimarbeiterin, die ihren Unterhalt durch Näharbeit erwerben soll, ohne Nähmaschine überhaupt nicht existieren könnte. Und selbst, wenn sie im glücklichen Besitz einer guten Nähmaschine für Fußbetrieb ist, ist ihr Los noch hart genug.

Ein ungefähres Bild von der ungeheuren Verbreitung der Nähmaschine auf dem Erdenrund im allgemeinen kann man aus der statistisch ermittelten Tatsache gewinnen, daß bereits um die Jahrhundertwende die Gesamtproduktion an Nähmaschinen rund 3 Millionen im Jahre betrug. An dieser Produktion war derzeitig Amerika mit dem Löwenanteil, etwa der Hälfte der Gesamtproduktion beteiligt. Die andere Hälfte entfällt auf Europa, wo sie sich etwa zu gleichen Teilen auf England und Deutschland mit Einschluß Österreichs verteilt. Die Nähmaschinenfabrikation Frankreichs und der anderen Länder des Kontinents ist unerheblich.

Fast alle Haushalt-Nähmaschinen sind für Fußbetrieb eingerichtet, aber man hat auch von den meisten Nähmaschinen-Systemen, um billigere Modelle zu schaffen, solche für Handbetrieb auf den Markt gebracht. Die Nähmaschinen für Fußbetrieb sind in bezug auf rationelle Arbeitsweise denen für Handbetrieb naturgemäß erheblich überlegen, was sich in Quantität und Qualität des Arbeitsproduktes auswirkt. Bei der Handnähmaschine nimmt das Drehen der Kurbel am Handrade die rechte Hand dauernd in Anspruch, so daß der zu nähende Stoff nur mit der linken Hand geführt werden kann, was oft mancherlei Schwierigkeiten bietet. Abgesehen davon, daß die Sicherheit und notwendige Exaktheit beim Nähen durch diese unruhige und angestrengte Arbeitsweise eine Einbuße erleidet, ist vor allem auch die Nähgeschwindigkeit bei der Handnähmaschine relativ beschränkt.

Für industrielle Nähereibetriebe und für Näherei-Großbetriebe kommt der Fußbetrieb kaum mehr in Frage. Hier werden die Nähmaschinen entweder über ein Vorgelege im Gruppenantrieb oder im Einzelantrieb durch einen kleinen Spezial-Elektromotor angetrieben (Abb. 1).

Durch den mechanischen und elektrischen Antrieb der Näh-

maschinen ist durchschnittlich an allen Maschinen eine Erhöhung der Nähgeschwindigkeit und damit der Menge des Arbeitsproduktes um etwa 50 Proz. erreicht worden. Aber nicht allein die Menge, sondern auch die Güte des Arbeitsproduktes hat eine wahrnehmbare Förderung und Verbesserung erfahren, weil die Nähern jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit der Näharbeit zuwenden kann, ohne durch körperlich anstrengende Tretarbeit und die dadurch verursachte vorzeitige Abspannung und Ermüdung abgelenkt und in ihrer Leistungsfähigkeit be nachteiligt zu werden, ganz abgesehen von dem gesundheitlichen Gewinn durch Schonung der Arbeitskraft.

Wie in den Näherei-Großbetrieben, so kann auch jede Heimarbeit- und Haushalt-Nähmaschine — gleichgültig, ob für Hand- oder Fußbetrieb — mit Elektromotorantrieb ausgerüstet werden. Der Vorteil ist auch hier gegenüber dem bisherigen Fußbetrieb eine Erhöhung der Nähgeschwindigkeit um etwa 50 Proz. Bei der Handnähmaschine aber wird die Erhöhung der Nähgeschwindigkeit durch Umstellung auf den Elektromotorbetrieb mehr als 50 Proz. betragen, weil diese jetzt den anderen Haushalt-Nähmaschinen völlig gleichwertig ist. Sie wird wie diese eine Nähgeschwindigkeit von 800 bis 1000 Stich pro Minute erreichen, vorausgesetzt, daß sie sonst noch intakt ist.

Eine Antriebsmöglichkeit durch Elektromotor besteht für jede Nähmaschine, welcher Bauart sie auch immer sein mag, für bisherigen Fußbetrieb sowohl wie für Handbetrieb. Wo der Antrieb nicht wie in Abb. 2 durch Friction ausgeführt werden kann, was in jeder Hinsicht vorteilhafter wäre, da kann der Antrieb in jedem Falle durch Schnurlauf ausgeführt werden. Beide Antriebsmöglichkeiten können auch nachträglich

an jeder beliebigen Nähmaschine in einfachster Weise zur Anwendung gebracht werden, was aus der in Abb. 1 gegebenen Darstellung auch ohne weiteres ersichtlich. Beim Schnurlaufantrieb kann der kleine Elektromotor auch unterhalb der Nähmaschinen-Tischplatte angebracht werden. In jedem Falle ist beim elektrischen Antrieb der Nähmaschine die Erhöhung der quantitativen und qualitativen Arbeitsleistung, sowie die Schonung der menschlichen Arbeitskraft ein nicht zu unterschätzender Gewinn, der besonders auch bei der gewerbsmäßigen Heimarbeit durch Erhöhung des Arbeitsverdienstes in die Erscheinung treten dürfte.

Bei der Neuanschaffung einer Nähmaschine wird man zu erwägen haben,

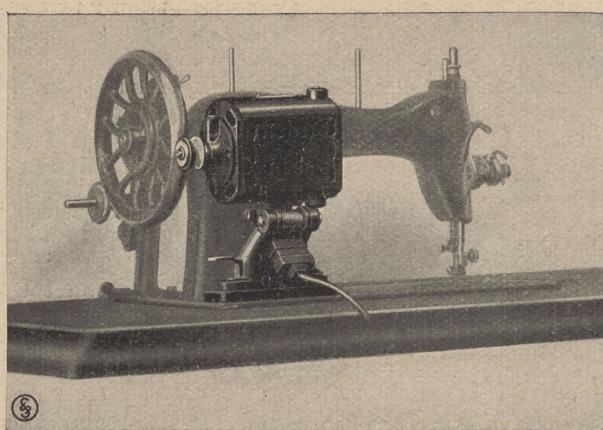


Abb. 2. Elektrische Tisch-Nähmaschine mit Frictionsantrieb.

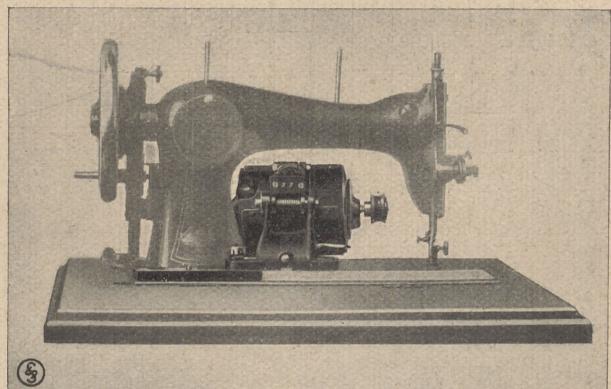


Abb. 3. Elektromotor untergeschwenkt.

ob man nicht — wenn man von vornherein sich für elektrischen Antrieb entschieden hat — eine Nähmaschine ohne das übliche Untergestell mit fest angebautem Fußtritt und großem Antriebsrad wählen soll. Trotz des elektrischen Antriebes doch eine komplette Nähmaschine für Fußbetrieb anzuschaffen, bietet den

Vorteil, daß für solche Fälle, in denen der kleine Motor oder die Stromlieferung vom Elektrizitätswerk einmal veragt, oder sonst eine Störung in der elektrischen Leitungsanlage eintritt, die Maschine aushilfsweise durch Fußbetrieb weiter benutzt werden kann. Für eine Nähmaschine, die ausschließlich für elektrischen Antrieb eingerichtet ist, ist das Untergestell entbehrlich, sie nimmt dadurch weniger Raum ein und

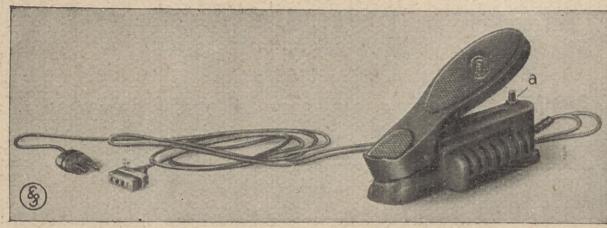


Abb. 4. Fußtrittregler zum Regeln der Nähgeschwindigkeit.

kann auf jeden beliebigen Tisch gesetzt werden (vergl. Abb. 2 und 3). Als Reserve-Notbehelf für etwaiges Verlagen des elektrischen Antriebes oder der Stromlieferung könnte dieser Maschine auch eine am Handrad einzufüraubende Kurbel mitgegeben werden, durch die aushilfsweise in solchem Falle die Verwendung der Maschine als Hand-Nähmaschine ermöglicht würde. — Der Nähmaschinen-Spezialmotor für Fritionsantrieb kann bei Außerbetriebsetzung der Nähmaschine untergeschwenkt werden, wie das in Abb. 2 und 3 zu erkennen ist. Zweck dieser Einrichtung ist, daß die Nähmaschine mitsamt dem Elektromotor durch den Verschlußkasten abgedeckt und so an beliebigem Orte bei geringster Platzbeanspruchung aufbewahrt werden kann. Durch das Ersparen des Untergestelles sind schon zum Teil die Anschaffungskosten für den elektrischen Antrieb gewonnen.

In Abb. 4 ist ein Spezial-Fußtrittregler zum Regeln der Nähgeschwindigkeit je nach Erfordernis dargestellt.

Der Anschaffungspreis für den kleinen Nähmaschinen-Spezialmotor ist heute so gering, daß sich jede Hausfrau und jede Heimarbeiterin — sofern eine elektrische Anlage im Hause vorhanden ist — diese Annehmlichkeit und die damit verbundenen Vorteile verschaffen kann. Er beträgt einschließlich

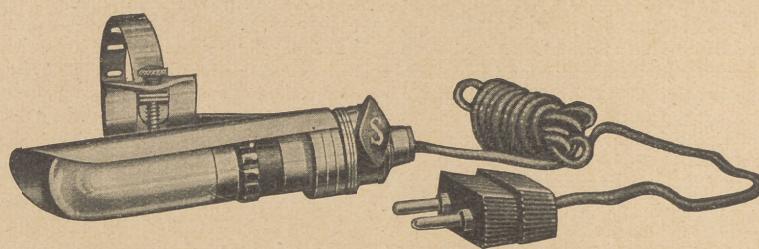


Abb. 5. Phönix-Nählicht. (Baer & Nempel, Bielefeld.)

Regler etwa 60 bis 80 M. Der Anschluß des Motors an die Stromliefernde Leitung kann mittels Schnur und gewöhnlichem Stecker an jeder beliebigen Ansteckdose erfolgen. Der Stromverbrauch des Motors ist minimal, er entspricht bei einem Elektromotor für die gebräuchlichen Haushalt-Nähmaschinen mit einem Verbrauch von 40 Watt bei Vollast etwa

dem Verbrauch einer 25-kerzigen Glühlampe, würde also je Stunde bei einem Strompreise von 35 Pf. pro Kilowattstunde (Bewag!) etwa 14 Pf. betragen.

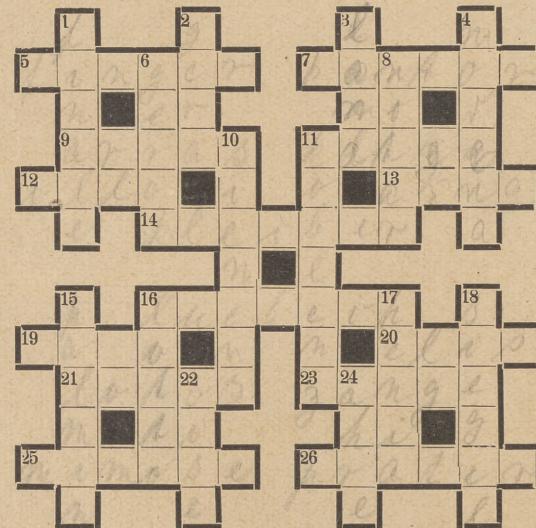
Zum Schluß sei noch das Phoenix-Nählicht, eine Spezial-Beleuchtungsvorrichtung für Nähmaschinen erwähnt. Diese nach modernen, lichttechnischen und lichthygienischen Gesichtspunkten konstruierte

Speziallampe, durch die die Augen der Näherin gegen Blendung durch direkt einfallendes Licht und dadurch gegen vorzeitige Ermüdung geschützt werden, ist so eingerichtet, daß sie mittelst eines Stahlbandes an jedem beliebigen Nähmaschinenarm befestigt werden kann. Sie ist in gleicher Weise wie der Nähmaschinenmotor ohne weiteres für Gleichstrom und Wechselstrom verwendbar. Bei der Anschaffung von Motor und Lampe ist lediglich die Spannung des Leitungsnetzes anzugeben.

F. Förster, Oberingenieur.

Bum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 5. Teil der Hand, 7. Kirchenbeamter, 9. Stadt in Nordfrankreich, 11. Haustier, 12. Person aus "Wallenstein", 13. Mädchenname, 14. Generalmusikdirektor, 16. Hansestadt, 19. Biered, 20. Landschaft in Griechenland, 21. tropische Seerose, 23. Werkzeug, 25. Blume, 26. Wiener Vergnügungsstätte.

Senkrecht: 1. Schlüssel eines Tonstückes, 2. Stadt in Thüringen, 3. Haustier, 4. Stadt in Italien, 6. geistlicher Dichter, 8. Gerichtsbeamter, 10. deutscher Elektrotechniker, 11. Stadt am Rhein, 15. Blätterzett, 16. Spiel, 17. Gebirgsstock in Ostafrika, 18. Briefverhüllung, 22. Nebenfluß der Rhone, 24. Nebenfluß des Rheins.

2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — a — bau
— beth — chri — de
— di — dorn — e
— eh — el — er — ge
— gen — go — grab
— je — il — in
— it — is — ka — land
— land — lau — ler
— ler — let — mac
— mo — nar — nat
— ne — neu — no
— non — rat — re
— re — ren — ri
— ri — ri — roh — rol
— rot — se — se
— see — sei — sow
— ster — sti — su
— tar — tei — ter
— to — tor — tru
um sind 24 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Glied eines katholischen Ordens, 2. Weinstadt in Ungarn, 3. Tageheft, 4. Totenehrung, 5. Novelle von Storm, 6. Drama von Shakespeare, 7. Quellnymphe, 8. Rechtsbeamter, 9. Handwerker, 10. Frauenname, 11. Tonstück, 12. Stadt am Don, 13. alberne Handlung, 14. Schlange, 15. Insel in der Atlantik, 16. Bierpflanze, 17. unsichtbares Gebäude, 18. Vogel, 19. Inselgruppe im Stillen Ozean, 20. Mädchenname, 21. Kraftmaschine, 22. Anzeige, 23. Oper von Verdi, 24. Person aus Schillers Schauspiel "Die Räuber".

Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Cicero.

Im Ersten treibt der Bauer Schott
Sein Rößlein an mit drei und Hott,
Der Gaul ist immer brav und treu
Und folgt dem Zuruf seines Zwei.
Und schafften beide nun recht wacker,
Dann beut die Drei-Bier, nah
beim Acker,
Den schönsten Platz zur Mittagsraast.
Der Bauer träumt. Das Rößlein
grast.

Heerführer brauchten einst das
Ganze,
(Wenn in dem wilden Kriegestanze
Die Völker in versloß'nen Zeiten
Sich rauften), um den Kampf zu leiten.
sp.
Auflösungen der Rätsel siehe nächste
Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 16.

1. Rösselsprung:

Der Zauber dieser Welt ist wie des Traumes
Greift deine Hand darnach, so schwandt er
dir auch.
Die Perle Tau's vergeht, gefügt vom
Sonnentag.
Die Stunde, die entflohn, kehrt nimmer
dort zurück.

2. Silbenrätsel: Irawadi, Chile, Delhi, Eschenbach, Neufundland, Karawane, Engadin, Tamtam, Agende, Gallien, Ungarn, Vone, Dutaten, Noah, Aloe, Choral, Tarif, Dolda, Athen, Rechteck, Arnika, Norwegen, Weizen.

Ich diente Tag und Nacht daran,
Wie ich den Menschen helfen kann.
Jul. Langbehn.

3. Literar. Umwandlungsrätsel: 1. Gottfried Keller, 2. Glattfelden, 3. 1819, 4. Der grüne Heinrich, 5. Heinrich Lee, 6. Das Singgedicht, 7. Martin Salander, 8. 1890.

4. Silbenergänzungsrätsel: Irene, Mummenchau, Marabu, Ephraim, Rotenburg, Sadowa, Leheran, Rosenholz, Ebene, Bengalien. — "Immer strebe zum Ganzen!" — 5. Nach der Hochzeit: Adebar.